J. XXXIII. 1.

Afrika
Sierra-Leone

H. o. 404. Geogr.

Johann Matthews's,
Lieutenants bei der grosbritannischen Flotte,

Reise
nach

Sierra Leone
auf der

westlichen Küste von Afrika;

worin

die Produkte, der Handel dieses Landes,

wie auch

die gottesdienstlichen Gebräuche, die bürgerlichen Einrichtungen, und Sitten der Einwohner beschrieben werden.

In Briefen, die der Verfasser während seines Aufenthalts in diesem Lande, in den Jahren 1785, 1786, und 1787, an einen Freund in England schrieb.

Aus dem Englischen.

Mit Churfürstl. Sächs. Freiheit.

J. L. Schönlein

Leipzig,
in der Weidmannischen Buchhandlung
1789.

Staats-
Bibliothek
Hamburg

Vorbericht.

Des Herrn Matthews hier in einer Verdeutschung erscheinende Nachricht von Sierra Leone, oder demjenigen Theile der westlichen Küste von Afrika, der gegen Norden vom Fluße Nonunes, und gegen Süden vom Kap St. Anna begrenzt wird, und in dem der Meerbusen Sherbro', das Vorgebürge Sierra Leone und der Fluß gleiches Namens, nebst den Inseln de Los belegen sind, enthält außer

der uns Deutschen wenig angehenden Beschreibung des jetzigen Zustandes des Sklavenhandels an besagter Küste, — den der Verfasser sich gar einfallen läßt zu vertheidigen — besonders für die Natur- und Menschenkunde des gedachten Landes so manche neue, intereßante und nützliche Bemerkungen, daß wir den Vorwurf, durch eine Uebertragung ins Deutsche, — bei der uns Treue das erste Gesetz war, — eine überflüßige Arbeit unternommen zu haben, wohl nicht befürchten dürfen. Ob aber die von uns hinzugefügten Anmerkungen, worin wir Manches, was der Verfasser anführt, durch das Zeugniß glaubwürdiger Schriftsteller zu bestätigen oder sonst zu erläutern gesucht haben, von diesem frei bleiben möchte, überlaßen wir ein-

einsichtsvollen und billigen Richtern zu beurtheilen.

Dem Originale ist eine Karte von dem, Eingangs dieses Vorberichts erwähnten, Theile der westlichen Küste von Afrika beigefügt. Sie stellt aber nur ein kleines Stück von 65 Meilen in der Länge vor, ist ziemlich leer, und nur den diese Küste besuchenden Sklavenhändlern brauchbar. Wir haben sie also, so wie eine kleine unbedeutende, ebenfals nur für Seefahrer bestimmte, Aussicht der Bananeninsel, weggelaßen.

Die Seite 18. geäußerte Vermuthung, daß das Camholz und rothe Sandelholz einerlei seyn dürften, nehmen wir hierdurch zurück; da eine Vergleichung

beider Holzarten, die wir erst nach dem Abdrucke dieser Anmerkung, anzustellen in Stand gesetzt wurden, uns von deren Ungrunde überzeugt hat.

Mehr vom Inhalte dieses Buchs zu sagen, halten wir für sehr überflüßig. Wir wollen es vielmehr den Lesern überlaßen, sich selbst damit bekannt zu machen. Leipzig, in der Michaelmesse, 1789.

Uebersetzer.

Inhalt.

Inhalt.

Erster Brief. Seite 1

Reise von England nach Afrika. Insel Teneriffa. Ceremonie bei Eröfnung einer Unterhandlung mit den Eingebohrnen, um Sklaven zu kaufen.

Zweiter Brief. 9

Geographische Beschreibung der Küste, Flüße, Niederlassungen vom Rio Nonunes an bis zum Kap St. Anna, nebst einer Nachricht von den Beschäftigungen der dortigen Einwohner.

Dritter Brief. 25

Von den Jahreszeiten und dem Himmelsstrich.

Vierter Brief. 36

Von der Naturgeschichte.

Fünfter Brief. 66

Von der Religion, Regierungsverfassung, Gesetzen, und Art Krieg zu führen.

Sechs.

Sechster Brief. Seite 93
Vom äußerlichen Ansehen der Eingebohrnen, ihren Gebräuchen und Sitten.

Siebenter Brief. 144
Betrachtungen über den afrikanischen Sklavenhandel.

Achter Brief. 170
Fernere Betrachtungen über denselben. Anführung verschiedener Thatsachen und Folgerungen daraus, in Hinsicht auf die Abschaffung desselben und deren politische Folgen.

Erster Brief.

Sierra Leone, den 25. Sept. 1785.

Liebster Freund,

Ich ergreife die erste Gelegenheit, Ihnen zu melden, daß ich nach einer angenehmen Reise von dreißig Tagen, auf der aber eben nichts Merkwürdiges vorfiel, an dem Orte meiner Bestimmung gesund und wohlbehalten angelangt bin. Bei unsrer Durchfahrt zwischen den Inseln Groskanarien und Teneriffa hatten wir das Glück, den Pik *) so vortreflich zu sehen, als mans selten hat.

Sein

*) Der Pik auf Teneriffa gehört mit zu den höchsten Bergen der alten Welt. Nach Bouguer's barometrischen Messungen ist er 2070,

Sein Gipfel, der damahls mit Schnee bedeckt war, zeigte sich weit über den Wolken in den Gegenden des reinsten Aethers, und aus seiner obersten Spitze stieg eine helle Flamme empor. Um den untern Theil des Berges, aber höher als die bebaute Gegend, hatten sich dicke schwarze Wolken zusammengezogen, aus denen Stürme und Gewitter auf die Ebenen unten losbrachen.

Ihren Brief vom 20. März erhielt ich vor meiner Abfahrt von Liverpool nicht, denn ich war bereits den 22ten desselben Monats abgesegelt; sonst würd' ich Ihnen die Gründe, die mich zu dieser Reise bewogen, umständlich angezeigt haben.

Sie machen die Bemerkung, der Ruhm, zur See Siege zu erfechten, mache mit dem

thaten-

nach Feuillée's geometrischen, 2213. Toisen, nach Dr. Heberden (Philos. Transact. Vol. XXVII. p. 356.) 15396. engl. Fuß, oder 2405,6 französ. Toisen, nach dem Chev. de Borda aber nur 1931 Toisen, sowohl geometrisch als barometrisch gemessen, hoch. S. Forsters Beobachtungen. S. 24. Ueb.

thatenleeren Kaufmannsleben einen solchen Kontrast, daß der Geist sich ungern an den plötzlichen Uebergang gewöhne. Ich gestehe, daß Sie Recht haben, allein es nur kurz zu sagen, ich diente während des ganzen lezten Krieges als Lieutenant in Westindien, ich war fast bei allen Gefechten, und nach geschlossenem Frieden sah ich mich in die Nothwendigkeit versezt, auf ein oder das andre Mittel zu sinnen, wodurch ich mir ferner auf eine Art, die einem britischen Seeoffizier nicht unanständig ist, forthelfen möchte, und ich bekenne frei, daß ich in einem handelnden Staate, wie der unsrige ist, wo der Stand des Kaufmanns so geschäzt und nüzlich ist, als irgend ein andrer im Staat, diesen mit vielem Vergnügen ergriffen habe. Daß ich aber mit Kaufleuten, die nach der Küste von Afrika handeln, in Verbindung getreten bin, dazu bin ich bewogen worden, weil ich mich vormahls schon mit diesem Handel abgegeben habe, und mir also mehrere Kenntniß darin zutraue.

Sobald ich angelangt war, pflog ich mit den Eingebohrnen wegen eines gelegenen Plazes zu Errichtung der erforderlichen Waaren-

und Arbeitshäuser Unterhandlung, und damit bin ich eben itzt zu Stande gekommen. Der nähmliche Platz ward vormahls schon von einem Agenten derselben Gesellschaft, in deren Diensten ich stehe, gekauft; die Schwarzen aber brachten den Mann vor ohngefähr vierzehn Jahren aufs grausamste ums Leben, und seit der Zeit hat sich kein Weißer wieder auf diese Küste gewagt, da zumahl die Eingebohrnen schon zuvor die Mannschaft verschiedener Schiffe ermordet und ihre Ladungen geplündert hatten. Es ward mir nicht so leicht, die Bewohner der Bucht zu bewegen, mit uns umzugehen, denn sie befürchteten, ich wäre gekommen, für ihre Grausamkeiten Rache an ihnen auszuüben. Dies ist ihrer Denkungsart gemäß, denn sie haltens für feigherzig und schimpflich, einen Feind entwischen zu lassen, wenn sich Gelegenheit zur Rache darbietet. Indeß wendete ich alle nur ersinnliche Mittel an, ihnen Vertrauen einzuflößen, und es gelang mir auch, daß ich eine Versammlung des Königs, der benachbarten Oberhäupter, und aller dortigen Einwohner, zu Stande brachte. Das Ufer der kleinen

san-

sandigen Bucht wimmelte nun von schwarzen Männern, Weibern und Kindern. Unter dem Schatten eines Baums saß der König auf einem Lehnstuhle, in einem blauseidenen mit Silber besetzten Kleide, einem Tressenhut, und Manschettenhemde, und in Schuh und Strümpfen. Auf jeder Seite saßen seine Großen, und hinter ihm zwei bis drei von seinen Weibern.

Meine Unterhandlung fing ich damit an, daß ich sie versicherte, alles Geschehene sollte in Vergessenheit begraben seyn, ich hofte aber auch, daß, ungeachtet des schlechten Rufs, worinn sie stünden, die Folgen ihrer vorigen Unthaten, die sie in dem Verluste ihres Handels hart gefühlt hätten, sie ein besseres Betragen lehren würden. Ich stellt' ihnen vor, in welchen Zustand diejenigen gerathen wären, welche sie vorzüglich zu solchen Grausamkeiten verführt hätten, und daß, ungeachtet sie unermeßliche Beute gemacht, sie doch nichts mehr davon besäßen, und von Gott und Menschen gestraft und verachtet wären. Ich bewieß ihnen, daß ihre eignen Gesetze sie verbänden, den Fremdling gegen Beleidigung und Gewaltthätigkeit zu schützen, und daß alle

Weißen Fremdlinge in ihrem Lande wären: und setzte hinzu, daß obgleich die Stelle, auf der wir itzt säßen, meinen Prinzipalen gehörte, ich dennoch, unangenehme Erinnerungen zu vermeiden, sie noch einmahl kaufen wollte. Ich erklärte ihnen ziemlich umständlich, welche Gewalt ich in Händen hätte, im Fall sie sichs einfallen ließen, sich an meinen Leuten oder meinem Eigenthum zu vergreiffen, daß ich aber mit ihnen in Friede und Freundschaft zu leben wünschte, und gab ihnen die kräftigsten Versicherungen, daß sie sich zu jeder Zeit auf mein Wort verlassen könnten, und daß, dafern sie mich je einer Unwahrheit überführen könnten, ich ihr ganzes Vertrauen verscherzt haben wollte. Ich schloß meine Rede damit, daß ich ein Loch in die Erde machte und dabei sagte: „in dieser „Grube verscharr'. ich alle vergangene Feindse„ligkeiten, und wer sie je öffnet, soll einem Pa„laver unterworfen seyn, oder gerichtlich be„langt werden." Kaum hatte ich dies gesagt, so erschallte von allen Seiten der Beistimmung ausdrückende Zuruf; „Ya, oh ya, oh „fasih," daß es von den umliegenden Bergen

gen wiederhallte. Der König und ich füllten die Grube wieder mit Erde aus, und damit hatte die Ceremonie und zugleich unsre Versammlung ein Ende.

Gegen Abend brachte man einen alten Mann, gebunden und von Schlägen am Kopfe und im Gesicht sehr übel zugerichtet, zu mir. Auf mein Befragen, was sie mit ihm wollten, gaben die Schwarzen mir zur Antwort. „Der „König hat uns befohlen, ihn euch anzubieten, „aber unter der Bedingung, daß ihr ihn nie wie„der ans Land gehen lasset; denn er ist derjenige, „der uns behext hat, und der an allen den Be„leidigungen, die wir den Weißen vormahls „zugefügt haben, Schuld ist, und wenn ihr „ihn gleich nicht annehmt, ans Land darf er „doch nicht wieder kommen.“ Aus verschiedenen Ursachen schlug ich dieses Geschenk aus: hätte mir aber das Geringste von dem Schicksale geahndet, das dem unglücklichen Schlachtopfer bevorstand, ich hätte mich für höchstglücklich geschäzt, sein Leben aus den grausamen Händen seiner abergläubigen Landsleute zu retten.

Das Kanoe, worin sie den Mann brachten, entfernte sich darauf von unserm Schiffe und fuhr bis gegen Sonnenuntergang in der Bucht herum, und dann banden sie dem armen Schelm einen Stein an den Hals, und stürzten ihn in die See, wo er, nach aller Wahrscheinlichkeit, in wenig Augenblicken ein lebendiges Grab in den Eingeweiden eines Hayes (Carcharias Squalus Linn. *Shark*) fand, deren es in dem Flusse Sierra Leone sehr viele gibt.

Ich schließe diesen Brief mit der Versicherung, daß ich mein Versprechen, Ihnen von den Gewohnheiten und besondern Gebräuchen der hiesigen Landesbewohner und von der Beschaffenheit des afrikanischen Handels alles, was ich selbst bemerken, oder von glaubwürdigen Leuten erfahren kann, Nachricht zu ertheilen, nicht vergessen werde. Ich bin rc.

Zwei-

Zweiter Brief.

Sierra Leone, den 20. Febr. 1786.

Werthester Freund,

Bisher bin ich zwar in dem, was ich Ihnen am Schlusse meines vorigen Briefs versprach, nicht sehr glücklich gewesen; was ich aber in Erfahrung gebracht habe, will ich Ihnen sehr gern von Zeit zu Zeit mittheilen, als den einzigen Beweis, den ich Ihnen von meiner Freundschaft und Hochachtung itzt geben kann.

Damit Sie meine künftigen Nachrichten besser verstehen mögen, finde ichs nöthig, eine kurze geographische Beschreibung des Landes, (ich meine, so weit sich unser Handel erstreckt,) der Küste, der Hauptflüsse und der dem festen Lande nahe liegenden Inseln vorausgehen zu lassen.

Die Küste ist vom Flusse Rio Nonunes, der ihre nördliche Grenze macht, bis zum Vorgebirge St. Anna, welches auf der Südseite der Sherbro-Bucht liegt, 65 Seemeilen (leagues) breit, und streckt sich beinahe grade von Süden nach Norden. Sie ist mit vielen Flüs-

sen und kleinen Bäche durchschnitten. Verschiedene derselben können ziemlich große Lastschiffe und alle, kleine Fahrzeuge tragen.

Der Rio Nonunes ist bei seinem Einflusse ins Meer sehr breit und schnell. Er sowohl als die meisten andern Flüsse hat seinen Namen von den Portugiesen erhalten, die bald nach ihrer Entdeckung von Afrika, hier sehr weitläuftige Niederlassungen hatten. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts befanden sich einige Abkömmlinge von ihnen hier; man sieht auch noch 35 Meilen vom Flusse hinauf, Ueberreste von ihrem Fort und einigen andern Gebäuden. Wie die mündlichen Ueberlieferungen des Landes sagen, wurden die Portugiesen von ihren Niederlassungen an diesem Flusse deswegen vertrieben, weil sie öftere Versuche machten, sich das ganze umliegende Land zu unterwerfen, und durch Anlegung mehrerer Forts alle Einwohner ohne Unterschied unters Joch der Sklaverei zu bringen, welches ihnen auch bei ihrer Hauptniederlassung, der Insel les Bißeaux (Bassou), nahe bei Gambia, vollkommen gelungen ist. An diesem Flusse wurde vordem mit Sklaven und

Elephan-

Elephantenzähnen ein starker Handel getrieben, nun aber haben sich die Sklavenhändler anderwärts hingewendet, doch wird Elfenbein noch immer in großer Menge gekauft. Die Eingebohrnen werden Nalloes genannt. Sie besitzen große Geschicklichkeit im Weben baumwollener Zeuge, die sie an ihre weiter nach Süden hin wohnenden Nachbarn verkaufen. Die Seeküste ist hier überall, bis man nach Sierra Leone kömmt, niedrig, an den meisten Orten morastig und von kleinen Bächen durchschnitten, welche die Flüsse untereinander verbinden, und die inländische Schiffahrt ungemein befödern. In ungleichen Entfernungen von 20—25 Meilen in grader Linie von der See, erhebt sich das Land almählig, und bildet endlich an vielen Orten ansehnliche Hügel und hohe Berge, die man, wenn Sturmwinde die Luft gereinigt haben, zuweilen 20—25 Seemeilen weit, auf der See sehen kann.

Vom Rio Nonunes bis zum Flusse Cappatches sind 5 Seemeilen gegen Südosten. Dieser Fluß ist landeinwärts breit und tief, die Mündungen aber sind seicht, und werden von

kleinen

kleinen Inseln gebildet, fast so wie der Ganges bei seinen Ausflüssen. Die Einwohner werden Bagoes genannt. Sie bauen sehr fleißig Reis, und verfertigen allerhand Zeuge und Salz, sie geben sich auch mit der Fischerei ab, treiben Handel mit Elephantenzähnen und ziehen eine große Menge Federvieh.

Vom Cappatchesflusse bis zum Kap Verges, welches eine niedrige in die See hinauslaufende Landspitze ist, sind gegen Südsüdosten, 2, und von dort bis zum Rio Pongeos, welcher ebenfals südsüdostwärts liegt, 7 Seemeilen. Die Küste besteht aus einer Menge kleiner Inseln, welche die Caxainseln heißen. Die Bewohner sind Nalloes und Bagoes und treiben eben das Gewerbe, wie die vorgedachten Schwarzen.

Der Rio Pongeos ist zwar nicht so ansehnlich als der Rio Nonunes, er ist aber doch einer der wichtigsten Flüsse für den Handel in diesem Theile von Afrika. Er theilt sich auch, wie jener, in viele beträchtliche Arme, an denen sich europäische und inländische Handelsleute niedergelassen haben. Anmerkungswürdig ist noch,

daß

daß dieselben schwarzen Kaufleute, welche Gambia besuchen, auch hierher kommen.

Die Eingebohrnen sind ursprünglich Suzees, die vornehmern aber nennen sich Portugiesen, und wollen von den Kolonisten dieser Nation, die sich vordem hier niedergelassen hatten, abstammen, obgleich nicht die geringste Spur europäischer Abkunft an ihnen zu bemerken ist: es ist ihnen aber schon genug, wenn sie nur einmahl einen Weißen in ihrer Familie gehabt haben, um sich diesen Namen anzumaßen. Sie bekennen sich auch zur römischkatholischen Religion, und alle Jahr besucht sie ein bis zweimahl ein Priester von der portugiesischen Niederlassung zu Baßuh, der ihre Kinder tauft, ihnen Beichte hört, die er ihnen vorspricht, und das Abendmahl austheilt; allein auch die aufgeklärtesten unter ihnen, sind blos dem Namen nach Christen. Ihre ganze Religion besteht in Paternoster- oder Avemariabeten, und daß sie einen großen Rosenkranz mit einem Kreuze oder Krucifix um den Hals hängen haben. In allem übrigen sind sie ihren heidnischen Landsleuten völlig gleich, nur daß sie dieselben noch an

Treu-

Treulosigkeit und Rachgier übertreffen. Die schwarzen Kaufleute, welche Sklaven und Elephantenzähne an diesen und den benachbarten Dembiafluß bringen, treiben auch große Heerden Vieh, Ziegen und Schaafe hin, die einen Handelsartikel mit den benachbarten Ländern ausmachen. Die Einwohner erbauen viel Reis und verfertigen eine schlechte Art baumwollener Zeuge und Matten, und auch Salz.

Vom Rio Pongeos bis zum Flusse Dembia sind südostwärts ohngefähr 8 Seemeilen. Hier wird ebenfals ein ansehnlicher Handel getrieben. Die Eingebohrnen werden Cubeh-Bagoes genennt, eine Benennung, durch die sie sich blos so von einander unterscheiden, wie unsre Grafschaften. Von dort bis zum Daniaflusse sind gegen Südosten 4 — 5 Meilen. Es wird gegenwärtig wenig Handel da getrieben. Die Eingebohrnen sind ebenfals Bagoes und eben so fleißig im Fischfange, Reisbau und in Verfertigung grober Zeuge, Matten und Salz, wie ihre Nachbarn am Dembia und dem Rio Pongeos. Vom Dania an ragt das Land 6 — 7 Meilen gegen Südwesten bis an die Spitze von

Tom-

Tomba vor. Westwärts dieser Spitze liegen die Inseln de Loß. Es sind deren 7, aber nur drei davon sind bewohnt, die übrigen sind nicht viel besser, als kahle Felsen. Auf der östlichsten derselben liegt unsre Stadt und Factorei. Die Lage dieser Inseln ist, weil sie vom festen Lande entfernt liegen, sehr angenehm, und auch gesund. Die westlichste, welches die größte ist, formirt beinahe einen Halbkreis, und erhebt sich auf beiden Seiten allmählig bis zu einer ziemlichen Höhe aus der See. Sie ist mit schönem Bauholz bewachsen, und auf allen Seiten, die nordöstliche ausgenommen, mit einem felsigten Ufer umgeben. Die Factoreiinsel erstreckt sich von Norden nach Süden. An jedem Ende steht ein hoher mit Holz bewachsener Berg, welches ihr in einiger Entfernung auf der See das Ansehen gibt, als ob es zwei Inseln wären. Die Rhede für die Schiffe ist auf der Ostseite, und in der trocknen Jahrszeit vollkommen sicher und angenehm, wenn aber die Regenzeit und Sturmwinde eintreten, kann man sich blos auf die Güte seiner Anker und Taue verlassen. Diese Inseln werden von den

Ein-

Eingebohrnen Forotimah genannt, welches so viel heißt als der Weißen Land, weil sie vor ohngefähr 40 Jahren blos von einer einzigen Familie Bagoes bewohnt wurden. Itzt aber wimmeln sie von Bagoes, verlaufenen Suzees und Mandingo Sklaven.

Südwärts von Tomba zieht sich das Land wieder gegen Osten zurück, und formirt zwischen dieser und der Spitze Matacong, die 8 Seemeilen Südostwärts von den de Loß Inseln liegt, eine tiefe Bucht, in deren Grunde sich die Flüsse Quia, Porte und Burria finden. Am erstern wird sehr starker Handel getrieben, und an den verschiedenen Armen dieses Flusses liegen viele große Städte. In den meisten haben sich verschiedene europäische Kaufleute niedergelassen, die besonders mit Reis handeln. Die Eingebohrnen sind Suzees, die viel Reis erbauen und starke Handlung treiben.

Südwärts von Matacong fließt der Kißey, ein breiter und tiefer Fluß, in den sich zwei andre Flüsse, die von Bierrarieh und Kiangesa' herunterkommen, ergießen. An allen diesen Strömen wird starker Handel getrieben, es

liegen

liegen auch die vornehmsten Städte der Mandingoes längst denselben. Zwei Seemeilen gegen Süden vom Kißey läuft der Sama, an dem ebenfals ansehnliche Handelsplätze liegen. Sechs Seemeilen südwärts vom Sama fließen der große und der kleine Scarciefluß. Zwischen diesen und dem Kißey liegt das Land der Mandingoes. Die Einwohner sind Mohammedaner und so eifrige Beföderer ihrer Religion, als Mahomed selbst es nur wünschen könnte. Sie erbauen Reis in großer Menge, zum Handel aber sind sie zu faul und zu stolz, sie müßten denn Dinge nöthig haben, die sie sonst nicht bekommen können. An beiden Scarcieflüssen wird mit Sklaven, Reis, Camholz (camwood) *), und der Colá-frucht

*) Ein festes Holz von einer angenehmen rothen Farbe, das eine schöne Politur annimmt, und unter der obigen Benennung in den englischen Fabriken sehr stark zu Messer- und Gabelheften, u. dergl. verarbeitet wird. Wir hätten freilich gewünscht, den botanischen Namen angeben zu können, allein alle Schriften von der

frucht *) welche die Eingebohrnen den portugiesischen Kaufleuten von Baßuh verkaufen, starker Handel getrieben.

Die die niedern Gegenden des Flusses und zwischen demselben und dem Sierra Leoneflusse wohnenden Negern sind Bullams; die aber höher hinauf und auf der Nordseite wohnen, sind Timmanies. Nirgends findet man sichtbarere Spuren von den Verwüstungen der Zeit und des Meeres, als längst dieser Küste. Vor der Mündung des Scarcieflusses lagen einige große Inseln nahe am festen Lande, wie sich verschiedene alte Leute noch recht gut zu erinnern wissen. Diese sind gegenwärtig ganz von der See überschwemmt, und bilden 3 — 4 Meilen

von

Kräuterkunde oder Handlung, die wir darüber nachschlugen, haben uns ohne Belehrung gelassen. Sollte es wohl das rothe Sandelholz (Pterocarpus Santolinus Linn.) seyn, das als ein Handelsartikel aus Guinea nach Europa verführt wird? Ueb.

*) Auch hier sind wir nicht so glücklich gewesen, die wissenschaftliche Benennung dieses Gewächses zu finden. Ueb.

von der Küste eine Sandbank, über die das Wasser ohngefähr 2 Klaftern hoch weggeht. Eben so hing, wie die Eingebohrnen erzählen, die Sandbank im Sierra Leone, welche die mittlere genennt wird, vormahls mit der Küste der Bullams zusammen, und ich selbst habe Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß in einer regnigten Jahreszeit von dem Westende der in der Bucht von Sherbro' nordostwärts gelegenen Schildkröteninsel beinahe eine Viertelmeile weggespült ward, doch setzte die See am andern Ende einen eben so großen, oder gar verhältnißmäßig größern, Sandstrich wieder an, und dies geschieht, nach der Erzählung der Eingebohrnen, bei allen übrigen Inseln hierherum. Mir kömmt es wirklich wahrscheinlich vor, daß sie vormahls nicht nur alle zusammenhingen, sondern daß sie sogar mit der benachbarten Insel St. Anna einen Strich ausmachten, der sich 10 Seemeilen weit, von der jetzigen Küste in die See hinein erstreckte.

Höchstwahrscheinlich ists übrigens, daß diese Trennung durch das unaufhörliche und heftige Schlagen der Wellen des großen westlichen

Oceans, die der Paßatwind gegen ein niedriges Ufer trieb, bewirkt ward.

Das ausserordentlichste Beispiel solcher Veränderungen findet sich am Flusse Gallienas. An der Mündung desselben hatten die Portugiesen vormahls eine Niederlassung und ein Fort: gegenwärtig aber steht der Ort, worauf dasselbe lag, 7 Klaftern tief unter Wasser und liegt 6 Meilen vom Ufer ab. Die See wird gegen dasselbe immer seichter. Die Schiffe verlieren hier häufig ihre Anker, oder bringen Ueberreste von den alten Mauern damit herauf.

Von den Scarcieflüssen bis zum Sierra Leone rechnet man südwärts 3 Seemeilen. Die Mündung dieses schönen Stroms ist zum wenigsten 2 Seemeilen breit. Er hat ein sichres und tiefes Bette für Schiffe von jeder Größe, und zu allen Jahrszeiten vortreflichen Ankergrund. Sechs bis sieben Meilen lang behält er beinahe eine gleiche Breite, und dann theilt er sich in zwei Arme. In einem derselben liegt die Insel Bance, und an seinen Ufern liegen Rokelle und Port Logo, zwei wichtige Handelsplätze für Sklaven und Camholz. Der andre Arm heißt der

Bunch-

Bunchfluß. In demselben liegt die Insel Gambia, worauf die Franzosen ein Fort und eine Faktorei haben. An dem nördlichen Ufer des Sierra Leone ist das Land niedrig und eben, und bringt sehr viel Reis hervor. Diesen zu bauen und Salz zu sieden, macht die Hauptbeschäftigung der Einwohner aus, die an beiden Ufern Bullams sind. Am südlichen Ufer aber steigt das Land nach und nach zu Hügeln empor, die sich auf einander thürmen, bis sie endlich zu hohen, mit immerwährendem Grün bekrönten, Bergen werden. Von dem Fuße dieser Hügel laufen Landspitzen ins Meer hinaus, welche vortrefliche Buchten für Schiffe und zum Fischen mit dem Schlagnetze bilden. Die Thäler am Meere sind bewohnt, in den innern Gegenden des Gebirglandes aber halten sich nur sehr wenige von den Eingebohrnen auf, und doch glaub' ich, daß wenn dasselbe gehörig von Waldungen befreiet und angebaut wäre, es eben so gesund seyn würde, als irgend eine von den westindischen Inseln, ja sie an Fruchtbarkeit noch übertreffen. Wenn man in der trocknen Jahreszeit von der See nach dieser Gegend

kömmt, so kann man schwerlich irgendwo einen herrlichern Anblick genießen, als die Mündung des Sierra Leone gewährt. Vor sich erblickt man das Hochland, das vom Kap an ungemein sanft ansteigt. Der ganze Strich ist mit immerwährendem Grün bedeckt, und das vielfarbige Laub der verschiedenen Baumarten, nebst den Schatten der vorragenden Hügel und ungleichen Bergspitzen erhöht die Schönheit des Anblicks ungemein.

Die abhängigen Seiten der kleinen Berge sehen aus, als wären sie sehr angebaut. Dies rührt von den Strichen Land her, die vor zwei bis drei Jahren bebaut waren, nun aber wieder mit dichtem Gesträuche und wucherndem Unkraute bewachsen sind, und eben das gibt ihnen in einiger Entfernung das Ansehen von Wiesen oder Lustgärten, besonders da die Eingebohrnen hier und da einzele große Bäume, für die sie große Ehrfurcht hegen, haben stehen lassen, da zu gleicher Zeit die kürzlich abgeholzten Stellen wie Stoppelfeld oder geackertes Land aussehen.

Zwischen den beiden Vorgebirgen, die an ihrem Hinauslaufen in die See, und an einigen beson-

besondern Bäumen zu erkennen sind, liegt eine schöne halbrunde Bucht mit einem weißen sandigen Strande, den ein herrlicher Palmenhayn umfaßt. Rechts erblickt man in der Ferne die Banana's Insel, und Links das Ufer der Bullams mit einem weißen Strande eingefaßt und mit Palmen und andern hohen Bäumen, die klumpenweise beisammen stehen, geziert. Man nimmt auch verschiedene rothe Klippen wahr, und diese unterbrechen das Einförmige des Anblicks. Den Fluß weiter hinauf, so weit das Gesicht reicht, scheinen die Bäume auf der schwankenden Oberfläche des Wassers zu schwimmen. Eine lebhafte Einbildungskraft könnte hier eine Flotte zu sehen glauben.

Die Negern am Sierra Leone sind weder ihrer Arbeitsamkeit, nach ihrer Ehrlichkeit wegen, berühmt. Sie erbauen von einer Erndte zur andern nur eben so viel Reis, als sie zu ihrem Unterhalt brauchen; entsteht nun einmahl ein Mißwachs, so gerathen sie häufig in nicht geringe Noth. Aus unmäßigem Hange zu starken Getränken veräußern sie alles, was sie haben, um solche zu erlangen; und sobald es

ihnen an diesen Mitteln gebricht, machen sie's, wie alle müßige Säufer, sie bestehlen und plündern ihre Nachbarn, denn nur wenige geben sich mit Handelschaft ab.

Vom Kap Sierra Leone bis zum falschen Kap sind gegen Süden zu 2, und von da bis zu der angenehmen Bananas-Insel 6 Seemeilen, ebenfals gegen Süden. Dann kömmt man in die große Sherbro'-Bucht, welche von den Vorgebirgen Shelling und St. Anna gebildet wird. In diese Bucht ergießen sich verschiedene große Flüße, an denen mit Sklaven, Camholz und Reis, viel Handel getrieben wird. Die an dieser Bucht und auf den Inseln wohnende Eingebohrne sind Bullams. Sie sind fleißig im Handel und Ackerbau; besonders sind sie wegen Verfertigung einer ungemein schönen Gattung Matten aus buntem Grase berühmt.

Die Schildkröteninseln liegen an der südlichen und die Plataneninseln an der nördlichen Seite dieser Bucht. Beide waren vormahls die Wohnplätze angesehener weißer und einheimischer Kaufleute. Hiermit schließe ich meine lange Epistel, und bin mit der grösten Hochachtung rc.

Drit-

Dritter Brief.

Sierra Leone, den 20. Jul. 1786.

Bester Freund,

In meinem letztern Briefe theilte ich Ihnen die Beschreibung der Küste dieses Landes mit, und gab Ihnen die Namen der verschiedenen Bewohner derselben an; in diesem will ich Ihnen vom Himmelsstriche und den Jahrszeiten einen Begriff geben.

Das Kap St. Anna liegt unterm 7° 12' und Kap Sierra Leone unterm 8° 12', beide nördlicher Breite; die Inseln de Loß unterm 9° 21' und der Rio Nonunes unterm 10° 21' und ohngefähr 12° oder 48 Minuten Unterschied der Zeit westwärts von London.

Ein Auszug aus meinem Tagebuche von den Jahren 1785 und 1786 wird Ihnen, hof' ich, von den Jahrszeiten und der Temperatur des Himmelsstrichs einen vollständigern Begriff geben, als ichs auf eine andre Art vermag.

Januar. Ungefähr um die Mitte dieses Monats hatten wir 3 — 4 Tage regnichtes Wetter, mit starken Südwestwinden und Ge-

wittern. Der übrige Theil des Monats war gemäßigt und abwechselnd, mit sanften Land- und Seewinden und lieblichem Wetter. Das Thermometer stand im Schatten, des Morgens auf 75°, des Mittags auf 85°, des Abends auf 80°, aber der Mittagssonne ausgesetzt, stieg es bis 90° auch wohl 100° *).

Februar. Ziemlich angenehme Witterung den ganzen Monat über, mit beinahe beständigen und regelmäßigen See- und Landwinden. Letztere fingen immer um 3 Uhr des Morgens an zu wehen, und hörten um 10 Uhr auf, oder setzten sich nach Nordwesten, und in der Folge des Tages auch nach Westen oder Südwesten, herum. Die Morgen und Abende sind in dieser Jahreszeit ausnehmend angenehm; es ist aber sehr ungesund, sich lange vor Sonnenaufgang oder vor Sonnenuntergang in der freien Luft aufzuhalten, denn der Thau fällt ausnehmend stark und ist sehr durchdringend. Der Thermometerstand war meistentheils wie im vorigen Monate.

März.

*) Nach Fahrenheits Leiter, nach der alle englische Thermometer getheilt sind. Ueb.

März. Den ersten dieses Monats fiel ein starker Regen, von leichten abwechselnden Südwinden begleitet. Die beiden folgenden Tage bließ ein heftiger Landwind. Es entstand ein dicker Nebel und die Luft war trocken und scharf. Den übrigen Monat hindurch blieb das Wetter ohngefähr 20° vom Gesichtskreise aufwärts trübe, am Scheitelpunkte aber war es helle und klar. Es bliesen mäßige Land- und Seewinde aus Nordwesten, Westen und Südwesten. Das Thermometer zeigte am Tage im Schatten 80—90°.

April. Um die Mitte des Monats etwas Regen mit schwüler trüber Witterung und Südwind. Gegen das Ende helle und angenehm. Die Morgen gemeiniglich stille, oder es wehten leichte Lüftchen aus Nordwesten, die gegen Abend westlich oder südwestlich wurden. Das Thermometer stand im Schatten auf 80—86°.

Mai. Die drei ersten Nächte schwere Regengüße. Die ganze übrige Zeit schön helle, mit regelmäßigen Seewinden alle Tage aus Nordwesten und Südwesten. Dicht am Meeresstrande und in den kleinen Buchten empfand

man

man eine leichte Landluft von Mitternacht an bis neun oder zehn Uhr des Morgens. Das Thermometer im Schatten, wie zuvor, in der Sonne 95—100°.

Junius. Zu Anfang des Monats helles angenehmes Wetter. Am 8ten Regen und Wind von Norden her. Den 13ten der erste Wirbelwind. Die übrige Zeit dieses Monats gewaltiger Regen, und der Wind Südost und Südwest. Die Luft rauh, feucht und kalt. Das Thermometer fiel oft bis auf 72° herab; sobald aber die Sonne hervorbrach, stieg es wieder bis auf 85° und 90°.

Julius. Den ganzen Monat über häufige und starke Regen, Gewitter und heftige Wirbelwinde. Der Wind veränderlich, doch meistens aus Norden; oft zwei bis drei Tage anhaltend aus Nordwesten, und dabei stark. Das Thermometer veränderlich, wie vorigen Monat.

August. Viel Regen, gewöhnlich von Abend bis Morgen, mit starken Südwinden den ganzen Monat über, und trüber unangenehmer Witterung. Das Thermometer gewöhnlich hoch, von 80—90°.

September. Häufige Regenschauer, aber wenig anhaltender Regen den ganzen Monat hindurch. Zu Anfang, der Wind leicht und veränderlich. Oeftere Windstille. Banges schwüles Wetter und häufige Gewitter. Thermometerstand wie im vorigen Monat. Gegen die Mitte und das Ende, gewöhnlich mäßige Land- und Seewinde. Vom 18ten an, zum wenigsten alle vier und zwanzig Stunden Wirbelwinde, die stets mit heftigen Windstößen, Gewittern und gewaltigen Regen vergesellschaftet sind, die Luft aber sehr reinigen. Das Thermometer stand auf 80° 85° bis 90°.

Oktober. Von 1ten — 10ten leichte veränderliche Winde aus allen Strichen des Kompasses, mit häufigen Windstillen, Donnerwettern und schwüler banger Witterung. Die Wolken senkten sich sehr tief zur Erde herab, und der Druck der Atmosphäre hatte auf Körper und Geist der Europäer sowohl, als der Eingebohrnen, merklichen Einfluß. Vom 10. bis zum 21. war alle Tage ein heftiger Wirbelwind, mit starken Landwinden des Morgens von Ostsüdost und Ostnordost, die sich gegen

10 Uhr nach Norden und Nordwesten und um den Mittag nach Westen und Südwesten drehten. Am Ende des Monats herrschten veränliche Land- und Seewinde, mit häufigen Regen und Gewittern des Nachts. Dabei war es gewöhnlich sehr heiß. Das Thermometer stand selten unter 80°, selbst in der Nacht.

November. Gleich im Anfange dieses Monats stellte sich der Erdrauch ein, worunter man die schädlichen Dünste versteht, welche die große Sonnenhitze aus der Erde emporzieht. Sie sehen aus wie der Brodem, der von großen Brauereien aufsteigt, und bedecken das ganze Antlitz der Natur. Dabei ist die Witterung ausnehmend heiß, schwül, drückend und bange, und verursacht eine solche Erschlaffung, Schwäche und heftigen Schweiß, daß es scheint, als wolle sich der ganze Körper auflösen. Es ist dies die ungesundeste Jahrszeit, selbst die Eingebohrnen bleiben von ihrem schädlichen Einfluß nicht befreiet. Durch ein beständig unterhaltenes Feuer und den Gebrauch der Chinarinde verwahrt man sich am besten dagegen. Während dieses Erdrauchs blasen häufig starke Landwinde.

Gegen

Gegen Ende des Monats hatten wir mäßige und veränderliche Land- und Seewinde, mit neblichtem Wetter, und häufigen Gewittern. Oft auch hatte es das Ansehen, als wolle sich Sturm und Wirbelwinde erheben, und dies aus allen Strichen des Kompasses, doch hatten wir deren nur drei. Einer davon wüthete am 29. welches so spät im Monate, etwas ungewöhnliches ist.

December. Bis zum 10ten blieb das Wetter, wie es zu Ende des vorigen Monats war. Vom 10. bis zum 18. wehete ein Nordostwind beinahe ununterbrochen. Dabei war ein so dicker Nebel oder Erdrauch, daß die Sonne selbst im Mittage nicht durchdringen konnte. Während dieser Zeit ist die Luft rauh, feucht und kalt, und äußert auf den menschlichen Körper die gefährlichsten Wirkungen. Sie hemmt die Ausdünstung gänzlich. Die Haut wird trocken und hart, und springt auf, und es entstehen Katarrhe, und hitzige und kalte Fieber. Sogar die Vögel und andre Thiere scheinen traurig zu seyn. Man hört keinen Gesang in den Wäldern, selbst die Turteltaube schweigt. Es wirkt

auch diese Witterung eben so auf den Erdboden, wie der Frost in Europa. Alle Arten von Holz trocknen ganz erstaunend zusammen. Selten steigt das Thermometer höher, als 75°. Diese Winde werden von einigen Schriftstellern Haramatans *) genannt. Sie wehen vom Decem-

*) Ueber diesen schädlichen Wind, (der auch im Orient bläset und daselbst Samum oder Samyel genannt wird,) kann man nachlesen: Mag. d. Phys. u. Naturgesch. herausg. von Lichtenberg, fortges. von Voigt, In. Bds. 4. St. 4n. Bds. 3. St. und 5n. Bds. 2 Stück, und des K. Dänischen Oberarzts Iserts Reise nach Guinea. Kopenhagen 1788. 8. Der Verf. der von 1783 — 85 sich in diesem Lande aufhielt, hat über die besondern Eigenschaften dieses Windes und über die dortige Witterung überhaupt, täglich sehr genaue und merkwürdige Beobachtungen angestellt und sie seinem Buche, das auch sonst zur Naturgeschichte und Völkerkunde von Guinea viele sehr gute Beiträge liefert, als einen Anhang beigefügt.

Was R. Norris in seinen vor kurzen in London herausgegebenen Memoirs of the reign

December bis zum März häufig längst der afrikanischen Küste, doch ohne den Nebel. Den übrigen Theil des Monats wehte wenig Wind und dann meistens aus Norden und Nordwesten.

reign of Bossa Ahadee, king of Dahomy et cet. vom Einflusse des Harmattans auf die Gesundheit sagt, widerspricht dem, was Matthews darüber beobachtet hat. Norris versichert nemlich, die Luft sei, wenn dieser Wind bläset, der Gesundheit höchst zuträglich, wenn auch gleich die Empfindung der Austrocknung den Europäern und die Empfindung der Kälte den Negern unangenehm seyn müsse. Alle Epidemien hörten dann auf. Selbst Kranke, mit Kinderblattern, Ruhr, hitzigen und Wechselfiebern Behaftete, würden geschwind gesund. Alte Geschwüre und Hautausschläge heilten mit Hülfe dieses Windes in kurzer Zeit. — Er hat auch beobachtet, daß eine Weinsteinsalzauflösung in Wasser, während des Harmattans, in wenig Stunden, und zwar sogar in der Nacht, ganz trocken ward. Der Luftkreis ist dabei mit einem Nebel oder

sten. Die Witterung war dabei neblicht und sehr heiß. Das Thermometer stand im Schatten Mittags auf 85° und der Sonne ausgesetzt, auf 105° bis 110°.

Die Jahrszeiten werden hier in die trockne und die regnigte eingetheilt, und lassen sich, wie ich glaube, mit unsern am natürlichsten so vergleichen; December, Januar, Februar, März, April, Mai, machen den Frühling und Sommer, oder die trockne; Junius, Julius, August, September, Oktober, und November den Herbst und Winter, oder die regnigte und stürmische Jahrszeit aus. Gewöhnlich heben die Wirbelwinde früh im Junius an und dauern bis gegen das Ende des Julius; dann fangen sie wieder in der Mitte, oder mit Anfang des Oktobers an, und dauern bis gegen das Ende des Novembers. Ein merkwürdiger Umstand hierbei ist, daß sie sich

alle-

Höhenrauch beladen, durch den kaum die größern Sterne, und die Sonne selbst erst gegen Mittag, und zwar roth und ohne Strahlen, zu sehen sind. Ueb.

allezeit zur Zeit der Ebbe und Fluth einstellen, woraus erhellen dürfte, daß sie mit der Ebbe und Fluth einerlei Ursachen haben.

Aus der vorhergehenden Beschreibung werden Sie sich von dem Himmelsstriche dieses Landes ganz natürlich eine sehr ungünstige Vorstellung machen: allein belieben Sie auch zu erwegen, daß der Regen dieses Jahr weit anhaltender und heftiger gewesen ist, und daß in den trocknen Monaten das Wetter nicht so anhaltend schön war, als es in andern Jahren zu seyn pflegt. Auch muß ich erinnern, daß ich diese Bemerkungen zu Sierra Leone, wo ich mich aufhielt, gemacht habe, und hier regnet es wegen der hohen bewaldeten Berge weit mehr, als irgend sonst wo längst der Küste, und ob wir gleich aus derselben Ursache auch in der trocknen Jahreszeit häufige Regengüße haben, so sind sie doch eine Seemeile von der Küste vom December bis in den März oder April selten. Ich bin rc.

Vierter Brief.

Sierra Leone, den 29. Jul. 1786.

Liebster Freund,

Meine leztere Zuschrift, worin ich Ihnen die geographischen und meteorologischen Beobachtungen, die ich über dieses Land anstellen können, mittheilte, werden Sie, wie ich hoffe, erhalten haben. Hier folgt nun eine Beschreibung des äussern Ansehens des Landes und die Naturgeschichte desselben.

Die ganze Küste, die sehr hohe und gebirgige Halbinsel Sierra Leone ausgenommen, ist meistentheils ein niedriger, mit sehr hohen graden Mangobäumen (Mangroves) bedeckter, und von unzählbaren kleinen Bächen durchschnittener, Sumpf. So wie man sich dem bewohnten und angebauten Theile des Landes nähert, findet man eine morastige mit dünnem Grase bewachsene Ebene, auf der hin und wieder einzele verbuttete Bäume aus der Ebenholzgattung ohne das geringste Buschholz stehen. Diese Ebenen werden zweimahl des Jahrs, im Frühling- und Herbst-Equinoxium, von der See

über

überschwemmt. Diese setzt dann einen Schlamm auf ihnen ab, aus dem die Eingebohrnen durch ein ganz einfaches Verfahren Salz sieden. Wenn nemlich diese Schlammrinde von der Sonnenhitze hinlänglich ausgetrocknet ist, sammeln sie dieselbe und lösen sie in Wasser in grossen irdenen Töpfen auf. Ist das Wasser zur Gnüge mit Salz gesättigt, so wird es in flachen metallenen Pfannen gesotten und gibt ein vortrefliches Salz, das die Eingebohrnen, wenn es gleich nicht so weiß ist, als das, welches sie aus Seewasser sieden, jenem doch vorziehen. Wo die Salzebenen weitläuftig sind, da müssen ihre Sklaven in der trocknen Jahrszeit den Schlamm sammeln, und sie lassen nur einige von den alten zurück; diese müssen es hernach in der Regenzeit sieden.

Der Erdboden ist nach seiner Lage verschieden. In den niedrigen Gegenden besteht er aus einem festen Leim oder zähen Thon, in den höhern aber ist er meistentheils steinigt, aber doch überall ausnehmend fruchtbar. In verschiedenen Gegenden wird eine weiße seifenartige Erde gefunden, die so fett ist, daß die Eingebohr-

gebohrnen sie häufig zum Reis essen, da sie wie Butter schmilzt. Sie gebrauchen sie auch, ihre Häuser damit abzuweißen.

Da die Eingebohrnen das Land in sieben Jahren allemahl sechs Jahre brach liegen lassen, so sieht es, selbst in den bebauten Gegenden, waldigt aus. Doch trifft man im Innern des Landes hin und wieder an der Küste weitläuftige Auen an, wo die Grasart, die in Westindien unter dem Namen des Guineagrases (Guinea-grass) *) bekannt ist, bis zu einer erstaunenden Höhe wächst, und große Heerden von Rehen, Büffeln und Elephanten ernährt und verbirgt. Die Eingebohrnen decken auch ihre Häuser damit, und gegen das Ende der trocknen Jahrszeit wird es gewöhnlich angezündet, da es dann mit unaufhaltsamer Wuth brennt.

Kein Land in der Welt bringt eine größere Verschiedenheit von vortreflichen Bau- und Zim-

*) Isert fand diese Grasart auch auf Gaudaloupe, s. seine Reise. S. 357. Er bestimmt sie aber nicht botanisch, sondern fragt nur Poa . . . ? Ueb.

Zimmerholz zu jedem Behuf hervor; aber wenige oder gar keine Arten desselben, haben mit den europäischen Holzarten die geringste Aehnlichkeit oder Verwandschaft.

Der Camholzbaum wächst an den Quellen der Flüsse im Innern des Landes in solchem Ueberfluß, daß die Eingebohrnen ihn, wie man mir gesagt hat, häufig als Brennholz verbrauchen. Auch der Baum, der den Gummi Kopal hervorbringt, findet sich auf den Höhen von Sierra Leone in Menge.

Der Palmbaum, der die Einwohner mit Wein und Oel versieht, wächst hier ebenfals in großer Menge und Vollkommenheit.

Die Wälder, Berge und Auen sind mit wilden Thieren und Wildpret wohl besetzt. Auf den Gebirgen von Sierra Leone solls Löwen geben, ich selbst aber habe keine gesehen, hab' es auch nie von einem zuverläßigen Zeugen gehört. Leoparden aber gibts in Menge, und sie sind so raubbegierig und grimmig, wie die Löwen. Wenn in der Regenzeit sie der Hunger plagt, so besuchen sie des Nachts, besonders in der Abenddämmerung, Städte und Dörfer, und

schleppen oft, sowohl Menschen als Thiere, fort. Gelingt es einem Leoparden die erste Nacht seinen Raub ungestört fortzubringen, so kömmt er die folgende sicher wieder. Man ist aber alsdann auf seinen Besuch gefaßt und er kommt selten mit dem Leben davon.

Elephanten, Büffel, erschrecklich große und böse wilde Schweine, Rehe von verschiedenen Arten, darunter einige sehr groß und schön, andre aber klein, wie junge Antelopen sind, (alle aber haben doch ein sehr trocknes Fleisch und sind nie fett), gibt es hier ebenfals. Ferner Biesamkatzen, und eine große Mannichfaltigkeit andrer Thiere, welche von den Eingebohrnen gegessen werden, und Affen von so verschiedenen Gestalten und Gattungen, daß man ein ganzes Buch schreiben müßte, wenn man sie alle beschreiben wollte. Das Eigene aber haben alle an sich, daß wenn sie gefangen und nur etliche Tage in einem Hause oder auf einem Schiffe eingesperrt, und dann wieder in Freiheit gesetzt werden, sie doch nicht wieder nach den Wäldern zurückkehren. Denn man sagt, ihre alten Kameraden würden sie zerreißen. Ich selbst habe

oft

oft gesehen, daß die wilden Affen die, welche nur etliche Tage gefangen waren und am Vorsaum der Wälder Nahrung suchten, fortjagten.

Der Schimpanse (Simia Troglodytes L. *Japansee* oder *Chimpanzee*) ist hier ebenfals zu Hause. *) Wenn man diese Affen ganz jung fängt, werden sie sehr zahm und zutraulich. Sie klammern sich sehr gern an die Personen an, die sie leiden können, und haben viel Gefühl für freundliche oder harte Behandlung. Ich besitze einen jungen. Dieser kommt gleich zu mir, sobald ich ihn bei seinem Namen rufe. Stoß ich ihn aber von mir, oder schlage ihn, oder ich gebe nicht Acht auf ihn, wenn er zu mir kömmt, und locke ihn nicht an, so wird er gleich verdrießlich und traurig, hört nicht drauf, wenn ich ihn rufe, nimmt auch nichts von mir, bis ich ihn wieder gut gemacht habe. Wenn diese Affen sitzen, haben sie im Aeußern viel Aehnlichkeit mit einem alten Neger, ausgenommen, daß ihr Haupthaar grade und schwarz, wie bei einem Indianer ist. Doch sie sind ja in Broo-

*) Auch in Angola und Congo. Ueb.

ke's Naturgeschichte so ausführlich beschrieben, daß ich Sie dahin verweisen kann. Doch will ich Ihnen noch etwas von diesen Thieren erzählen, das Sie vielleicht unterhaltend finden dürften. Gemeiniglich schlagen sie ihren Wohnsitz in der Nähe eines verlassenen Städtchens auf, wo der Papawbaum (Annona Linn. *Papau-tree*), den sie sehr lieben, in großer Menge wächst. Da bauen sie sich Hütten, die der Eingebohrnen ihren ähnlich sind und bedecken sie mit Baumblättern. Diese dienen aber nur den Weibchen und Jungen zum Aufenthalt, denn die Männchen liegen immer ausser der Hütte. Wird eins von diesen Thieren erschossen, so verfolgen alle den Mörder ihres Freundes, und das einzige Mittel, ihrer Rache zu entgehen, ist, daß man die Flinte wegwirft. Diese ergreifen sie dann mit der äussersten Wuth, brechen sie in Stücken und stehen von fernerm Verfolgen ab.

Chamäleons, vielerlei Arten Eidexen und Schlangen, gibts hier im Lande in großer Menge. Von den letztern sind einige ausnehmend schön, aber meistens gefährlich. Auf der Bananen-

naneninsel hab' ich einen Knaben gesehen, der, als er Schafe und Ziegen hütete, von einer kleinen schwarzen, ohngefähr 4 — 5 Fuß langen, Schlange gebissen ward, und zwei Stunden nach dem Bisse starb. Ich untersuchte gleich nach seinem Tode die Wunde, ich konnte aber nichts entdecken, als zwei kleine Stiche grade über dem Obertheile des Fußes, ohne das geringste Merkmahl von Entzündung. Ich öfnete ihm an jedem Arm eine Ader, allein es kam kein Blut, obgleich der Körper noch mehrere Stunden lang so biegsam, als bei einem Lebendigen, blieb.

Die merkwürdigsten Schlangen sind die Tenny wegen ihrer Größe, und die Sinyackiamufong wegen ihrer schädlichen Eigenschaft.

Die Tennyschlange *) wird, wenn sie völlig ausgewachsen ist, 15 — 20 Fuß lang, und 3 im Umfange. Der Rücken ist dunkelgrau, der Bauch etwas heller und gefleckt. Dieses Thier greift nicht allein Ziegen, Schafe und

*) Vermuthlich die Abgottsschlange, Boa constrictor L. Ueb.

und Schweine an und verzehrt sie, sondern es ist sogar so verwegen, daß es Leoparden, Tyger und Rehe anfällt, wenn sie ihm in den Weg kommen. Die Eingebohrnen behaupten sogar, sie wären in den Auen im Innern des Landes so groß, daß sie einen Büffel verschlingen könnten; demungeachtet sind sie dem Menschen nie gefährlich, sie müsten ihn denn schlafend finden. Die Art, wie diese Schlange mit ihrem Raube umgeht, ist folgende. Zuerst packt sie das Thier mit den Zähnen an. Da nun diese, wie Haken, einwärts gebogen sind, so drücken sie sich bei jedem Sträuben des unglücklichen Schlachtopfers immer tiefer ein. Darauf schlingt sie ihren Schwanz zwei bis dreimahl um dasselbe, und zerbricht ihm durch eine schnelle Zusammenziehung alle Knochen. Da aber der Schwanz den ganzen Leib nicht auf einmahl bedecken kann, so wiederhohlt sie diese Operation zwei bis dreimahl. Dann macht sie einen Umweg von einer halben Meile zum wenigsten im Umkreise, um zu sehen, ob auch kein Feind, besonders keine Ameisen, vor denen sich diese Bestien am meisten fürchten, in der Nähe ist: denn

wenn

wenn sie ihren Raub verschlungen haben, werden sie ganz unfähig sich zu bewegen. Treffen nun die Ameisen sie in diesem Zustande an, so tödten sie dieselben leicht, indem sie ihnen zu den Ohren, Maul und Nase hineinkriechen. Findet nun die Schlange alles sicher, so richtet sie sich, — daß ich mich des Ausdrucks bedienen darf — ihre Mahlzeit zu, und dabei verfährt sie auf diese Art. Sie begeifert den ganzen Körper mit einem schmierigen Speichel, und leckt ihn zugleich in eine längliche Gestalt. Alsdann nimmt sie den Kopf ins Maul und würgt das Ganze nach und nach hinunter, ohne es im geringsten zu zermalmen. Wenn sie damit fertig ist, wird sie so unbeweglich wie ein Stück Holz, und so bleibt sie, bis sie die Speise ganz verdauet hat, wozu, nach Verhältniß der Größe des verschlungenen Raubes, drei bis vier Tage gehören. In diesem Zustande lassen sich diese Schlangen leicht erlegen. Ich habe einmahl eine gesehen, die einige Stunden darauf, nachdem sie eine große trächtige Ziege verschlungen hatte, getödtet ward. Man nahm diese noch ganz heraus, die Knochen waren aber so zermalmt,

malmt, als wenn sie in der Mühle zerstampft worden wären. Gemeiniglich halten sie sich auf den Wiesen und in der Nähe der Städte auf. Da sieht man sie häufig den Kopf aus dem Grase, das zehn Fuß hoch wächst, emporheben, und sich nach Raub umsehen. Die Eingebohrnen halten ihr Fleisch für einen großen Leckerbissen.

Die Sinyacki-amufong ist eine ganz kleine Schlange, selten über einen Fuß lang, und ohngefähr so dick als der kleine Finger eines Menschen. Sie ist blaßgrün von Farbe mit schwarzen Flecken. Dieses schädliche kleine Thier besitzt das Vermögen, allen Thieren, die ihm auf zwei bis drei Fuß nahe kommen, einen sehr feinen Dunst in die Augen zu hauchen, der augenblicklich unheilbare Blindheit, und acht bis zehn Tage lang, unbeschreibliche Schmerzen verursacht. Ich habe selbst verschiedene Leute gesehen, denen dieses Unglück begegnet war.

Aber die furchtbarsten und verderblichsten Feinde, sowohl der Menschen als der Thiere, sind die Ameisen. Diese Insekten ziehen in

Myria-

Myriaden aus ihren Nestern aus. Nichts vermag ihren Verwüstungen zu widerstehen, oder sie von ihrem Zuge abzubringen, als große Feuer oder tiefes Wasser. Und doch weiß man häufige Beispiele, da sie sogar durch ihre Menge das Feuer, wodurch man ihren Zug aufhalten wollte, ausgelöscht, und mit Aufopferung ihrer eignen Brüder Brücken zu Stande gebracht haben, um über seichte Gewässer, die ihnen im Wege lagen, zu kommen. Sehr oft zwingen sie die Eingebohrnen, ihre Wohnungen zu verlassen, und verwüsten alles auf der Erde, und sogar bis zu einer beträchtlichen Tiefe unter derselben. Kurz, nichts widersteht ihrer alles zerstörenden Wuth, als Metalle. Es gibt deren unzählige Gattungen, von einem Zoll lang bis zu einer Kleinheit, die das bloße Auge kaum entdeckt. Viele Arten machen sich Gänge unter der Erde. Einige führen kegelförmige Wohnungen von Thon über derselben auf, und wieder andere bauen sich an den Stämmen und Aesten der Bäume an. Die Termiten oder weißen Ameisen, welche die Eingebohrnen Bugabug nennen, hat Herr Smeathman ausführ-

führlich und genau beschrieben *). Von geflügelten Ameisen, hab' ich nur Eine Art bemerkt, und diese ists auch nur auf kurze Zeit. Sie sind roth und schwärmen gemeiniglich gegen Abend und vor dem Regen herum. Sie fliegen nicht weit und verlieren die Flügel, sobald sie sich setzen.

In den Wäldern und an den Flüssen gibts wilde Gänse und Enten von verschiedenen Arten, Perlhüner, Fasane, Wachteln, Brachvögel, Regenpfeifer, Schnepfen, Papagaien und mannichfaltige Arten von Tauben genug; und ausser diesen eine unendliche Menge andrer Vögel, größtentheils von schönem Gefieder, und die auch in ihrem Gesange unsern europäischen Singvögeln nichts nachgeben **).

Der

*) Heinr. Smeathmans Sendschreiben an den Bar. J. Banks über die Termiten Afrika's und andrer heißen Klimate; aus dem Engl. m. Kpf. 8. Göttingen, 1789. Ueb.

**) Wieder eine Bemerkung, welche die bisherige irrige Meinung widerlegt, als fänden sich die angenehmsten Singvögel nur allein in Europa.

Der Eingebohrnen Hausthiere bestehen in Rindvieh, Schafen, Ziegen und kleinen Federvieh. Truthüner, Gänse, Brandgänse, (Anas tadorna Linn. *Muscovy duck*) und gemeine Enten würden hier sehr gut fortkommen und sich bald stark vermehren, wenn die Eingebohrnen sich die Mühe geben wollten, sie aufzuziehen. Auch muß man sich nicht wenig wündern

pa. Auch Isert sagt S. 117. seiner Reise: „Die Bäume (am Rio Volta) sind voll von singenden Vögeln. Es ist ein grober Irrthum, wenn man behauptet, die Vögel sängen nicht in den heißen Zonen. Wir haben hier eine Nachtigall, die der polnischen in ihrem Gesange nichts nachgibt, und bei weitem nicht den Virtuoseneigensinn hat, wie diese, daß sie nur ein Paar Monate des Jahrs singt. Unsre guineische Nachtigall entzückt das Ohr des Lauschenden im December so gut, wie im Mai. Der europäische Rohrsänger (Motacilla Curuca Linn.), wenigstens eine diesem Vogel ähnliche Art, und der vollkommen so singt, findet sich hier ebenfals." Ueb.

dern, daß sie sich um die Perlhüner so wenig bekümmern, die doch hier einheimisch sind, und sich leicht zahm machen lassen: denn man trifft sie nirgends zahm an, als bei den Weißen, oder bei denen von den Eingebohrnen, die's ihnen nachthun.

Die Seen, Flüsse und Bäche wimmeln von vielerlei Arten der vortreflichsten Fische. Die Seekuh (Balaena Manatus L.) wird häufig in den Flüssen gefangen. Ausser verschiedenen Gattungen von Landschildkröten, gibt es dreierlei Arten Schildkröten, die sich in süßem Wasser aufhalten, und eben so vielerlei Arten, die in der See wohnen. Auch ist kein Mangel an herrlichen Austern, man findet sie an den Klippen, Schlammbänken und Wurzeln der Mangobäume. Sie werden Schlamm-Klippen- oder Mango-Austern genennt, nach dem Orte, wo man sie fischt. Sie sitzen immer in Haufen beisammen, und nicht einzeln, wie die unsrigen.

Ferner gibt es hier allerhand Gattungen von Krebsen, Krabben, und dergl. in großem Ueberfluß und von ansehnlicher Größe; nebst verschiedenen andern Schaalthieren, welche die Ein-

Eingebohrnen essen, die wir aber in England nicht kennen.

In den Flüssen und Bächen werden eine Menge Kaimans (Alligator), ausgebrütet. Diese schleppen sehr oft junges Rindvieh weg, zuweilen auch wohl gar Menschen, und dennoch sind die Eingebohrnen so abergläubig, daß sie einen solchen Zufall immer der Zauberei zuschreiben, und sich nicht die Mühe nehmen mögen, die Stellen in den Flüssen, wo ihre Weiber und Kinder beständig waschen, und folglich oft weggeschleppt werden, einzuzäunen.

In den Mündungen der Flüsse gibt es auch eine Menge großer Haye, die den Augenblick alles, was über Bord fällt, wegschnappen. Daher ists höchstgefährlich, selbst an seichten Stellen zu baden. Doch selbst die Haye und Kaimans, für so gefräßig sie auch gehalten werden, thun da, wo sie nicht gewohnt sind, Thiere zu fressen, Niemand etwas zu Leide. Im Flusse Gallienas, wo es so viele Kaimans gibt, als im Nile, pflegten sie nie einen Menschen anzufallen, obgleich die Eingebohrnen häufig im Flusse schwimmen, bis vor wenig Jahren ein

Sklavenhändlerschiff vor der Mündung des Flusses in die Luft flog. Auch an den Schildkröteninseln und in der Sherbro-Bucht hat man nie ein Beispiel, daß ein Hay sich an einen Menschen gemacht hätte, obgleich die Kinder den ganzen Tag über im Wasser spielen. Dies schreiben die Eingebohrnen der großen Sorgfalt zu, womit sie ihre Todten, und allen Abfall vom Fleische in einer solchen Entfernung vom Seestrande begraben, daß die Hayfische auch nicht einmahl die Witterung davon haben.

Die Galle des Kaimans wird für das tödtlichste Gift gehalten, und die Eingebohrnen vergiften die Spitzen ihrer Pfeile damit. Wenn jemand einen Kaiman erlegt hat, so ist er gehalten, zwei Zeugen zu stellen, welche aussagen müssen, daß er das Gift in ihrer Gegenwart weggeschüttet habe.

Gold findet man hier zu Lande nicht. Das wenige was die Weiber als Zierrath an sich tragen, kommt aus sehr großer Entfernung, aus dem Innern des Landes, wo es in Klumpen gefunden wird, welche der Regen von den Bergen herabschwemmt. Auch hab' ich noch nie

etwas von Edelsteinen unter ihnen gehört; dies rührt aber vielleicht daher, weil sie solche in ihrem rohen Zustande nicht kennen.

Magnete findet man in den Gebirggegenden von Sierra Leone, und nach dem Ansehen der Berge zu urtheilen, ists höchstwahrscheinlich, daß sie metallführend sind.

Im Innern des Landes südwärts von Sierra Leone wird ein weißes Eisen gefunden, das sich sehr gut schmieden läßt. Die Eingebohrnen verfertigen Messer und Säbel daraus, und ziehen es dem europäischen zu jedem Gebrauch, schneidende Werkzeuge ausgenommen, vor. Wie sie dasselbe reinigen und schmelzen, hab' ich nie erfahren können.

Der beste Indigo in der ganzen Welt, nach dem dunkeln unvergänglichen Blau zu urtheilen, das die Eingebohrnen ihren Zeugen zu geben wissen *), wächst hier aller Orten wild. Als die Portugiesen hier noch Niederlassungen hatten, be-

*) Auch die Negern in Fidah verstehen sehr dauerhaft Schönblau zu färben. Ihr Verfahren beschreibt Isert S. 140. seiner Reise. Ueb.

besaßen sie an verschiedenen Orten große Gebäude, worin diese Pflanze zubereitet wurde, und davon noch Ueberbleibsel stehen. Die Eingebohrnen besitzen auch die Kunst, sehr gut Scharlach und Schwarz zu färben.

Sie erbauen auch Baumwolle, aber nicht mehr, als sie selbst verarbeiten können. Da dies aber wenig Mühe erfodert, so hab' ich sie durch allerhand Aufmunterungen zu bewegen gesucht, so viel davon zu bauen, daß sie ein Handelsartikel für Europa werden könnte. Es gibt verschiedene Arten derselben, die alle, sowohl an Güte als Farbe, wesentlich von einander unterschieden sind; besonders drei Arten, davon eine ganz weiß, die zweite gelblich oder von der Farbe des Nankings, und die dritte blaßroth ist *).

Das

*) Isert sagt S. 176. „Unter den hiesigen (in Fidah) kostbaren Produkten der Natur, sah ich auch ganz hochgelbe Baumwolle, die auf Dahomet wachsen soll. Es ist aber bei Lebensstrafe verboten, weder Wolle, noch Saamen auszuführen. Erstre ist allein zum Gebrauch des Königs bestimmt.“ Ueb.

Das Zuckerrohr ist hier auch einheimisch, und wächst wild zu einer Höhe, dergleichen ich in Westindien nie gesehen habe. Etwas Toback erbauet man auch; er wird aber, vermuthlich aus Unkunde der Behandlung, nicht geschäzt. Das vornehmste und eigentlichste Landesprodukt ist der Reis. Er macht der Eingebohrnen vorzüglichste, und bei nahe einzige, Nahrung aus, und sie essen ihn so gern, daß die schwarzen Matrosen, wenn ihre Verfassung sie zuweilen nöthigt, sich einige Tage an gesalzenen Rindfleisch und Zwieback begnügen zu lassen, alsdann immer die Klagen führen, sie hätten sich so viele Tage lang ohne Speise behelfen müssen. Die Art, wie die Eingebohrnen den Reis bauen ist, obgleich sehr mühsam, da sie das nemliche Feld nur einmahl in sieben Jahren gebrauchen, dennoch äusserst ungeschickt und nachläßig. Nachdem sie ein zu ihrer Absicht taugliches Stück Land ausgesucht haben, fällen sie die darauf stehenden Bäume und Büsche, und wenn sie dürre geworden sind, zünden sie dieselben an, da ihnen dann die Asche statt des Düngers dient. Die großen alten Bäume

und auch die Stöcke von den gefällten, lassen sie stehen. Die Stämme und Aeste der umgehauenen, die das Feuer nicht verzehrt hat, bleiben ebenfals ungestört liegen. Dies ist die ganze Zubereitung, die das Land erhält. Im ersten Neumond nach Anfang der Regenzeit, welches hier in das Ende des Julius oder den Anfang des Augusts fällt, säen sie den Reis, dann wird er ganz leicht behackt, nur so weit als nöthig ist, den Saamen zu bedecken. Wenn er 10 bis 12 Zoll hoch ist, jäten sie ihn und in ohngefähr 8 Wochen kann er schon eingeerndtet werden. Dies geschieht, indem die Aehren mit einem Messer abgeschnitten, in kleine Garben gebunden, und auf die Zweige der gefälleten Bäume gesteckt werden, wo sie so lange bleiben, bis die Witterung vollkommen trocken geworden ist, da sie denn grade so wie bei uns das Getraide, aufgesetzt werden. Wenn man nun davon verbrauchen will, so werden die Körner mit der Hand abgestreift, und ein wenig in Wasser gekocht. Dann lassen die Eingebohrnen sie wieder trocken werden, und stossen die Hülsen in großen hölzernen Mörsern ab. Wenn dieser

Reis sorgfältig behandelt wird, so wird er völlig so weiß, wie der karolinische, und als Nahrungsmittel ist er jenem in jedem Betracht vorzuziehen. Die ganze Zubereitung desselben ist, nachdem er abgeschnitten worden, die Beschäftigung der Weiber. Gewöhnlich wählen sie zu den Reisfeldern die Seiten der Berge und ich habe bemerkt, daß der auf solchen abhängigen oder hoch liegenden Gegenden gebaute Reis, obgleich die Körner kleiner ausfallen, doch weit lieblicher von Geschmack und nahrhafter ist, als der auf niedern, ebenen und feuchten Feldern wachsende, wo das Wasser länger drüber stehen bleibt, wie in Karolina und Ostindien, wo der Reis unter Wasser gesetzt wird. Dieses Verfahren ist zwar auch hier zu Lande nicht unbekannt, denn am Rio Pongeos hat man jährlich drei Reiserndten, eine auf den Bergen und zwei auf den Ebenen, die man wässert.

Sich die Mühe zu ersparen, worauf die Eingebohrnen immer nach Möglichkeit bedacht sind, pflanzen sie ihre Mehlwurzeln (Jatropha Manihot. *Cassada* oder *Manioc*) unter den Reis, nachdem sie ihn gejätet haben. Diese

Wurzeln bleiben ohngefähr 4 Monate in der Erde, hernach können sie genossen werden. Die jungen sind sowohl gekocht als geröstet, sehr wohlschmeckend und ersetzen nebst den Yams, (Dioscorea sativa Linn. *Yam.*) den Mangel der Kartoffeln. Der Abbee Raynal sagt in seiner Histoire des etablissemens des Europèens dans les Indes, die Mehlwurzel müsse zwanzig Monate in der Erde stehen, ehe sie zur Vollkommenheit komme, und ehe sie zum Brot gehörig zubereitet worden, sei sie ein heftiges Gift*). Aber dies ist mit der afrikanischen Mehl-

*) Auch der genau beobachtende Isert redet S. 328. seiner Reise von der giftigen Eigenschaft der in Westindien wachsenden Cassave. Er sagt: „— — zu den verschiedenen Lebensmitteln, die auf St. Croix gepflanzt werden, gehört auch die Cassave, deren giftige Eigenschaft den Negern nicht bekannt ist. Und da die Art, so man in Afrika hat, dieser äusserst ähnlich ist, ausser daß sie nicht giftig ist, so geschiehet es nicht selten, daß hier neuangekommene Negern sich selbst vergeben, wenn sie nicht

Mehlwurzel keinesweges der Fall, denn diese kann eben so sicher roh, oder gekocht oder gebraten, genossen werden. Die Kinder essen sie auch sehr gern, da sie, wenn sie jung ist, sehr süß schmeckt. Ob der Abbee hier nur vom Hörensagen, oder aus Erfahrung spricht, weiß ich nicht. Was er aber als die Ursache der schwarzen Farbe der Bewohner Afrikas angibt, ist ganz ohne Grund.

Reis ist, wie ich vorhin bereits gesagt habe, das vorzüglichste Nahrungsmittel der Eingebohrnen. Nichts destoweniger haben sie auch Mehlwurzeln, Yams, Arumwurzeln (Arum peregrinum. *Eddies.*), süße Kartoffeln, und eine große Menge andrer in Europa unbekannter Wurzeln und Gewächse. Besonders sind zwei Arten merkwürdig; die beide auf hohen Bäumen wachsen. Die eine ähnelt sehr einer

süssen

nicht frühzeitig vor dem Gebrauch dieses Gewächses gewarnt werden. Die Zubereitung dieses effectiven Gifts zu einem vorzüglichen Nahrungsmittel geschieht folgender Gestalt u. s. w." Ueb.

süssen Kartoffel an Gestalt und Geschmack, die andre schmeckt wie eine Bohne, und hat auch beinahe die Gestalt, nur mit dem Unterschiede, daß in jeder Hülse nur eine einzige Bohne steckt, und daß sie viel größer und auch runder, als unsre gewöhnliche ist. Der afrikanische Hünerdarm, (Mollugo oder Afrikan Chick-weed), der eine kleine Bohne trägt, wächst in solcher Menge, daß in der Regenzeit, oder nach einer Ueberschwemmung, die Ufer des Meers damit bedeckt werden, und große Massen davon, von mehrern Morgen im Umfange, schwimmen viele Meilen weit vom Lande, auf der See herum. Dieses Gewächses bedienen sich die Eingebohrnen ebenfals zur Speise, wenn es an andern Lebensmitteln gebricht. Maiz (Indian corn) und Hirse kommen beide sehr gut fort, werden aber wenig gebaut.

Der Malaguettepfeffer, oder die Paradieskörner (Ammomum grana paradisi L.) *) werden in den Wäldern gefunden, allein sie sind nicht

*) Die bekanntere Benennung ist Kardamum. Ueb.

nicht so scharf, als die man von den Eingebohrnen zu Bassa und der Gegend daherum, kauft. Der Vogel- und Schotenpfeffer *) wird auch in großer Menge und Vollkommenheit gezogen. Es gibt auch sonst noch verschiedene Arten aromatischer Früchte, die sich in der Küche sehr gut statt der ostindischen Gewürze gebrauchen lassen.

Die meisten tropischen Früchte, die in Westindien bekannt sind, wachsen auch hier im Lande im Ueberfluß und gelangen zu völliger Reife, besonders Ananas, Pomeranzen und Limonien; diese sind das ganze Jahr hindurch, nur nicht immer in gleichem Ueberfluß, reif zu haben. Cujavabirnen (Psidium pyriferum Linn. *Guava*), Tamarinden, Acajounußbäume (Anacardium, *Acajou*, oder *Cashew*) und Kokospalmen sind von den hier ansäßigen Europäern angepflanzt worden, und kommen vortreflich fort. Der wilde Feigenbaum erreicht die Höhe unsrer Eichen, die Frucht aber bleibt klein und wird meistentheils von den Ameisen ver-

**) Die Kaufleute nennen ihn auch brasilianisches Pulver.   Ueb.

verzehrt. Nichts aber übertrifft den geilen Wuchs der wilden Weinstöcke, die eine erstaunliche Menge Trauben tragen, die aber blos fürs Auge schön sind, denn ihr Geschmack ist herbe; sie ließen sich aber gewiß veredeln, wenn sie, wie in Europa, gepflanzt und gewartet würden. Außerdem gibts in den Wäldern noch verschiedene Arten Pflaumen und andre kühlende und liebliche Früchte, die man weder in Europa, noch in Westindien kennt.

Aber keine Frucht schätzen die Eingebohrnen höher, als die Colanuß. Sowohl der Baum, als die Frucht selbst, hat im Aeusserlichen viel Aehnlichkeit mit unsrer Welschennuß. Die Frucht wächst in großen Trauben, die aus sechs bis acht solchen Nüssen bestehen. Auswendig ist sie mit einer dicken zähen Rinde überzogen, und inwendig mit einer dünnern weißen. Wenn man diese abschält, zerfällt die Nuß in zwei Hälften, die entweder purpurfarben oder weiß sind, die von der erstern Farbe werden gemeiniglich vorgezogen. Der Geschmack gleicht der Chinarinde, und die Frucht soll auch eben die Eigenschaften besitzen. Wer sie bekommen

kann, kauet solche zu allen Zeiten. Man präsentirt sie den Gästen bei der Ankunft und beim Abschiede. Man schickt sie den Oberhäuptern zum Geschenke. Es wird auch damit ein beträchtlicher Verkehr, sowohl im Lande selbst, als auch mit den Portugiesen von Bassuh getrieben. Nicht minder bedient man sich häufig dieser Frucht als eines Zeichens des Friedens, oder des Krieges. Sie wächst in der größten Vollkommenheit an den Scarcieflüssen und an der Bullamküste, Sierra Leone gegen über.

Castor und viele andre Nüsse, welche Oel geben, wachsen beinahe aller Orten wild. Die Blätter vom Castor thun bei Geschwulsten und Quetschungen aufgelegt, vortrefliche Dünste.

Das einzige Getränk der Eingebohrnen bei ihren Mahlzeiten ist Wasser, sie haben auch, ausser dem Palmwein, noch kein andres berauschendes Getränk erfunden. Doch muß man die am Rio Pongeos wohnenden Eingebohrnen ausnehmen, denn diese brauen aus einer gewissen Wurzel, die sie Ningih nennen, ein starkes sehr zu Kopf steigendes Bier, das erschrecklich bitter und den rußischen und norwegischen Bieren

ren nicht unähnlich ist. Die Pflanze wird gebaut und scheint von der Beschaffenheit des Asbests zu seyn, denn sie wird im Feuer weder verändert, noch von demselben verzehrt. Die Wurzel, welche allein brauchbar ist, wird so dick als eines Mannes Bein und 3 — 4 Fuß lang. Die Vorbereitung zum Brauen ist folgende. Man gräbt eine viereckigte Grube in die Erde, legt eine Schicht von troknem Mangoholze, das vorher abgeschält worden, hinein, dann eine Schicht Wurzeln, die vorher sorgfältig abgewaschen und wieder getrocknet worden, und so wechselt eine Schicht mit der andern ab, bis die Grube voll ist, die dann sehr dicht mit Rasen zugedeckt, und nur unten eine kleine Oefnung für die Luft und das Feuer gelassen wird. Wenn es hinlänglich gebrannt hat, welches daran zu erkennen ist, daß alles Holz verbrannt ist; wird der Rasen wieder behutsam weggeräumt, um die Asche, die wieder gebraucht wird, aufzubewahren, dann die Wurzel herausgenommen und nochmahls recht abgewaschen und getrocknet. Will man sie nun brauchen, so wird sie mit einem schweren hölzernen Schlegel zermalmt und

so lange in Wasser geweicht, bis alle Kraft herausgezogen ist. Alsdann wird das Wasser gekocht und in irdne Töpfe zum Gähren gegossen. Sobald es ausgegohren hat, ist das Getränk fertig. Das ganze Verfahren erfodert ohngefähr drei Tage Zeit. Roh ist die Wurzel so gewaltig scharf, daß sich die Haut im Munde abschält, wenn man sie nur einen Augenblick hineinbringt, es sei denn, daß sie mit der Asche von einem vormahligen Brande gekaut werde, die ein starkes Kali ist. Dieses Bier ist ein kräftiges Harntreibendes Mittel, und wird von den Eingebohrnen für ein Specificum gegen die Lustseuche gehalten.

Kurz, mein Freund, Mutter Natur hat sich hier ausnehmend freigebig erwiesen, und ihre Schätze mit nicht karger Hand auf dieses Land herabgeschüttet, aber die Trägheit der Bewohner ist meistentheils Schuld, daß sie die Vortheile nicht erlangen, die eine fleißige Nation sich verschaffen würde. Ich schließe mit dem Wunsche für Ihr beständiges Wohl und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

Theurester Freund,

In meiner letzten Zuschrift, die Sie ohne Zweifel richtig werden erhalten haben, suchte ich Ihnen von der Naturgeschichte dieses Landes, so weit mich meine Beobachtungen dazu in den Stand setzen, einen Begriff zu machen. In diesem will ich Ihnen erzählen, was ich von den Religionsgebräuchen, Gesetzen, der Regierungsverfassung und Kriegskunst der Eingebohrnen habe in Erfahrung bringen können.

Einem Europäer ists beinahe unmöglich, sich von der Religion der heidnischen Bewohner dieses Landes einen richtigen Begriff zu machen; denn sie haben keinen Priesterstand, noch irgend einen bestimmten Gegenstand der Anbetung, den man Volksgottesdienst nennen könnte. Ein jeder formt sich seine Gottheit nach seiner Phantasie, und ungestaltere, plumpere, und lächerliche Figuren, kann man sich nicht erdenken, als die sind, welche sie anbeten.

Sie

Sie erkennen aber doch einen Gott und bekennen, daß sie an ihn glauben. Sie sagen, er wohne über ihnen, er habe alle Dinge erschaffen und regiere sie. Begegnet ihnen etwas Erfreuliches oder Trauriges, so sagen sie ganz gelassen, Gott hab' es ihnen zugeschickt; es wäre denn, daß sie sich einbilden, es wäre durch Zauberei bewirkt worden: aber ihm für eine Wohlthat zu danken, oder durch Gebet und Reue seinen Zorn abzuwenden, fällt ihnen nie ein. Aber ihren Teufeln und Genien, die sie für die Befehlvollstreckenden Diener der Gottheit halten, bringen sie Opfer. Diese ihre Teufel, die, wie sie glauben, unumschränkt auf Erden herrschen, sind kleine Figuren von Thon, die oft erneuert werden, und mit einer Menschengestalt einige Aehnlichkeit haben. Diese stellen sie unter einen Baum, machen von dürren Blättern ein kleines Dach über ihnen, und legen ihnen Läppchen Tuch, Scherben von zerbrochenen Tassen, Tellern, Krügen oder gläsernen Bouteillen, eherne Ringe, Glaskorallen, und dergleichen Kleinigkeiten zum Opfer hin, aber nie hab' ich gesehen, daß ihnen etwas von Werth wäre gegeben

worden; allein dafür sorgen sie, daß, wenn sie sich ihre Teufel zu irgend einem Vorhaben geneigt machen wollen, Getränke vorräthig sei. Es wird ihnen aber nur sehr wenig ausgegossen (libatio), und das übrige trinken die Opfernden selbst vor dem Altar aus.

Außer diesen Teufeln haben sie 10—12 Zoll hohe, hölzerne und schwarz angestrichene Figuren, diese sind ihre Lares oder Hausgötter. Sie scheinen ihnen wenig Verehrung zu erweisen, außer wenn sie glauben, sie brauchen ihre Hülfe.

Bei jedem Vorfall, der ihnen begegnet, er sei gering oder wichtig, bringen sie ihren Genien, von denen sie glauben, daß sie die Luft bewohnen, und Gewalt haben, in derselben zu wirken, wie die Teufel auf Erden, ein Opfer. Diese Opfer bestehen gemeiniglich entweder in einer ehernen Pfanne, die vermittelst einer Axt, an den Stock eines Baums befestigt wird, oder in einer gläsernen Bouteille, die sie auf einen solchen Baumstock stellen, oder in einer zerbrochenen Glasflasche, mit zwei bis drei Glaskorallen darin, die auf die Erde hingesetzt, mit einem

nem Stückchen Zeug bedeckt, und mit Steinen umstellt wird, oder in einem auf kleine Stecken ausgebreiteten Lappen, auf den sie eine zerbrochene Kürbisflasche legen, oder in einem langen Streifen Zeug, gemeiniglich von weißer Farbe, der an einem grade in die Erde gesteckten Pfahl gebunden ist. An die Wirksamkeit dieser Opfer in allen Fällen glauben sie steif und fest, daher ists ein schweres Verbrechen, eines derselben, sogar unbewußt, wegzunehmen, und zieht dem Schuldigen einen Palaver, oder Anklage vor Gerichte zu. Ist nun der Verbrecher arm, und der Beleidigte mächtig, so kann das Vergehen oft nicht anders, als durch den Verlust der Freiheit gut gemacht werden. Dies sind einige von den Religionsgebräuchen der Eingebohrnen, wenn man sie so nennen darf, denn alle zu beschreiben, wäre eben so unmöglich, als es schwer seyn würde, zu entscheiden, was darin am meisten herrscht, ob Thorheit, oder Aberglaube.

Die Mandingoes bekennen sich zur muhammedanischen Religion, und befolgen im Aeußerlichen alle Vorschriften des Korans mit solcher

Strenge, daß Muhammed selbst sich keine eifrigern Beförderer seiner Lehre hätte wünschen können. Völlig überzeugt, wie wichtig es sei, über Andrer Gewissen zu herrschen, lassen sie keine Mittel unversucht, ihre Religionsmeinungen auszubreiten. Wo sie mächtig sind, da gebrauchen sie Zwangsmittel, wo sie aber damit nicht fortkommen können, da bedienen sie sich der feinsten Kniffe, welche menschliche Schlauigkeit nur erdenken kann. In den Dörfern der um sie herumliegenden Stämme errichten sie Schulen, worinnen sie die Kinder unentgeldlich im Lesen und Schreiben des Arabischen unterrichten. Und ihre Mißionarien wissen sich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Thorheiten und Schwachheiten der entfernten Nationen, die sie besuchen, durch Heiligkeit und Wichtigkeit, die sie sich als Abgesandte Gottes anmaßen, durch Enthaltung von allen starken Getränken, vor allen aber, durch das Vorgeben, jede Verzauberung lösen zu können, und durch ihren Handel mit Verwahrungsmitteln gegen Behexungen bei den Oberhäuptern und Vornehmen eines Volks so einzuschmeicheln; daß ich nie in eine

ne Stadt in dieser Gegend von Afrika gekommen bin, wo ich nicht gefunden habe, daß ein Mandingo mit dem Titel eines Buchmannes, oder Gelehrten, erster Minister war, ohne dessen Rath nichts vorgenommen ward.

Die mahomedanische Religion ward in diesem Lande durch die Araber und Fulahs ausgebreitet. Viele von den arabischen Priestern und Fakirs durchziehen nicht nur von den Ufern des Nils her das Land, sondern auch von Marocco nach Abißinien, und leben von der Gutthätigkeit der Nationen, deren Wohnsitze sie durchstreichen. Während meines vormahligen Aufenthalts im Innern des Mandingo Landes, sah ich verschiedene derselben und erwarb mir bei den Eingebohrnen viel Achtung durch die Almosen, welche ich unter diese reisenden Bettler, die auf ihren Wanderungen nie in einem Hause zu essen oder zu schlafen pflegen, austheilte.

Die Beschneidung der Kinder männlichen Geschlechts ist, entweder als Religionsgebrauch oder als Landessitte, durch ganz Afrika, aber doch nicht allerwegen, eingeführt. Von Beschneidung der Kinder weiblichen Geschlechts hab' ich

aber nie gelesen oder gehört, daß sie in irgend einem Lande, ausser bei den Suzees und Mandingoes, im Gebrauch ist *). Bei beiden Geschlechtern wird diese Operation vorgenommen, wenn sie zu mannbarem Alter gelangt sind. Beim weiblichen besteht sie in Wegschneidung der äußern Spitze des Schaamzüngelchens (clitoris). Die dabei üblichen Ceremonien sind sonderbar genug. Alle Jahre in der troknen Jahrszeit im ersten Neumonde werden in jeder Stadt die für mannbar gehaltenen Mädchen zusammengehohlt, und in der Nacht vor dem zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage, von den Weibern des Orts zu dem verborgensten Platz in einem Walde gebracht. Bei jedem Zugange oder auf

jedem

*) Der Gebrauch das weibliche Geschlecht zu beschneiden, ist nach dem Zeugnisse älterer und neuerer Schriftsteller bei mehreren morgenländischen Völkerschaften eingeführt. So fand ihn z. B. Niebuhr unter den Arabern. Siehe *I. F. Blumenbach* de gen. hum. var. nat. Gotting. 1781. p. 100. und die Kpft. Tab. II. worauf die Schaamtheile eines beschnittenen achtzehnjährigen Mädchens abgebildet sind. Ueb.

jedem Fußsteige, der auf denselben zuführt, werden Zaubermittel, welche bei den Eingebohrnen Grig-gories heißen, hingestellt, um alle, die entweder aus Unwissenheit, oder mit Vorsatz, während der Absonderung der Mädchen, welche einen Monat und einen Tag währt, sich dem geheiligten Ort nähern möchten, abzuhalten; denn es darf kein Mensch zu ihnen kommen, außer das alte Weib, das die Operation verrichtet. Dieses bringt ihnen täglich ihr Essen. Sollte es aber durch Krankheit oder aus andern Ursachen verhindert werden, diesen Dienst zu versehen; so wird eine andre Frau an ihre Stelle gesetzt. So wie sich diese nähert, ruft sie laut, setzt das Essen an einen bestimmten Ort, und entfernt sich ungesehen wieder, denn irgend jemand, der sich zufällig oder vorsetzlich in ihre Einsamkeit wagt, wird mit dem Tode bestraft.

Während dieser Absonderung im Walde, wo der Körper durch Schmerzen geschwächt, und der Geist durch die dunkle Stille des Orts erschüttert wird, werden diese Mädchen in den Religionsgebräuchen und abergläubigen Ceremonien ihres Vaterlandes unterrichtet, denn eher

 als

als bis zu diesem Zeitpunkt, hält man sie nicht für fähig, sie zu verstehen oder auszuüben. Wenn die Zeit ihres Aufenthalts im Walde, die zu Heilung ihrer Wunden für hinlänglich gehalten wird, verstrichen ist, werden sie bei Nachts wieder in die Stadt zurückgeführt, und von allen Weibern des Orts, jung und alt, und zwar ganz nackend, empfangen. In diesem Zustande ziehen diese beschnittenen Jungfern unter Begleitung ihrer Nationalmusik bis Tagesanbruch in einer Art von Prozession durch die Straßen. Würde während des Zuges eine Mannsperson sich gelüsten lassen, nur einen Blick nach ihnen zu werfen, so würd' er entweder sogleich mit dem Tode bestraft werden, oder er müßte einen Sklaven hergeben. Auf die Befreiung aus dem Walde folgt ein Probemonat. Während desselben werden sie alle Tage unter Musik mit bedecktem Kopfe und Leibe zu jeder angesehenen Familie in der Stadt geführt. Hier tanzen und singen sie, bis man ihnen ein kleines Geschenk reicht. Sobald dieser Monat vorbei ist, sind sie von aller fernern Aufsicht frei, und werden sogleich den für sie bestimmten Ehemännern übergeben.

Wie sie zu diesem ganz sonderbaren Gebrauch gekommen sind, oder warum sie ihn noch beibehalten, hab' ich nie in Erfahrung bringen können; aber die Weiber setzen einen solchen Werth darauf, daß der Vorwurf, unbeschnitten zu seyn, das erniedrigendste Schimpfwort ist, das sie brauchen können, und es gibt häufig Beispiele, daß ältliche Frauenspersonen, die aus andern Ländern gebürtig waren, sich aber hier niederließen, um diesem Vorwurfe zu entgehen, sich der Operation noch unterworfen haben.

Ihre Regierungsform und Gesetze scheinen ursprünglich patriarchalisch gewesen zu seyn, da der Aelteste jeder Familie Richter und Priester zugleich war. Allein die Zeit, die allen Dingen eine andre Gestalt gibt, hat auch hier Veränderungen gemacht.

Gegenwärtig ist die herrschende Regierungsform in diesen Ländern von Afrika, eine Art von vermischter Monarchie, wo der Beherrscher gewählt wird, und eine sowohl außerhalb als innerhalb seinem Gebiete äußerst eingeschränkte Gewalt besitzt, die mit dem Ansehen eines Bürgermeisters in einer englischen Municipalstadt

viel

viel Aehnlichkeit hat; denn das Wort **Mungo**, welches die Europäer immer **König** übersetzen, bedeutet nichts weiter, als ein Oberhaupt, und man redet ihn beständig mit **Fasih** an, welches **Vater** bedeutet. Jeder besonderer Bezirk, selbst unter derselben Nation, hat seinen eignen König, Beherrscher, oder Oberhaupt. Doch nennen sich die Suzees und die Mandingoes, als die mächtigsten und zahlreichsten unter diesen Völkerschaften, Unterthanen des Königs der Fulahs. Sie beschreiben ihn als einen mächtigen Fürsten, dessen Reich sich vom Gambia bis ans Kap Mount erstreckt. Aber die Bullams, Timaneys und Bagoes erkennen keine höhere Gewalt über sich.

Die nothwendigen Eigenschaften, um den Thron besteigen zu können, sind. Eine vollkommene Kenntniß der Lokalgebräuche des Landes, die Gabe, gut zu sprechen, ein heller Verstand, oder wie sie sich selbst emphatisch ausdrücken, ein guter Kopf, Mäßigkeit in der Lebensweise, und Bereitwilligkeit, die Klagen der Unterthanen zu jeder Zeit anzuhören und ihren Beschwerden abzuhelfen. Dabei muß ein Thron-

fähiger

fähiger auch durch die Anzahl seiner eignen Sklaven und Leute, die unter seinem unmittelbaren Schutze stehen, mächtig genug seyn, um auf Beobachtung und Ausübung der Gesetze dringen zu können.

Außer bei den Mandingoes und Suzees sind wenige Könige Eingebohrne des Landes, das sie beherrschen. Ihre Begriffe weichen auch so sehr von den unsrigen ab, daß wenige nach dieser Ehre streben, und von Mitbewerbern hört man selten etwas.

Der regierende Fürst hat das Recht einen Reichsverweser zu ernennen, der nach seinem Tode in alle seine Ehren und Würden tritt und bis zur Wahl eines neuen Königs in seinem Namen regiert. Ist der Reichsverweser ein mächtiger und kluger Mann, so nimmt er auch oft das Vermögen des verstorbenen Königs so lange in Besitz und Verwahrung, bis der neue König es den rechtmäßigen Erben zuspricht. Oefters geschiehts aber auch, daß wenn der Reichsverweser die Fähigkeit zu regieren besitzt, ihm die Königswürde ertheilt wird, oder er fährt fort, als

Reichs-

Reichsverweser die Regierung zu verwalten, so lange als er lebt.

Der jetzige Beherrscher von Sierra Leone ist eigentlich nur Reichsverweser, und führt die Regierung schon über zehn Jahr, und seine Unterthanen sind so wohl mit ihm zufrieden, daß sie ihn gern zum König machen möchten, er scheint aber mit seinem untergeordneten Range vollkommen zufrieden zu seyn. Die Einkünfte, oder vielmehr die Vortheile seiner Stelle bestehen in den Geschenken, die ihm bei jeder Gelegenheit gemacht werden, wo sein Beistand oder sein Ansehen erfoderlich sind, und die sich immer nach dem Vermögen des Gebers und der Wichtigkeit der Sache richten. Von einem Armen, zum Beispiel, nimmt er wohl einen Korb Reiß, ein Paar oder ein halbes Dutzend Hüner, oder eine Ziege an, aber in einer wichtigen Sache darf man nicht weniger, als den Werth eines Sklaven schenken.

Bei den Königen von Sherbro' besteht das Zeichen der höchsten Gewalt in einem Elephantenschwanz, der ihnen vorgetragen wird, und dem, wenn er durch einen Boten irgendwohin ge-

schickt

schickt wird, eben die Folge geleistet werden muß, als der königlichen Unterschrift. Bei den andern Königen aber, hab' ich dergleichen Zeichen nie bemerkt; alles wodurch sie sich unterschieden, war etwan ein spanisches Rohr mit einem silbernen Knopfe oder ein Hut mit einer goldenen Tresse, welches Beides sie von den Weißen bekommen hatten.

Obgleich die vollstreckende Gewalt und endliche Entscheidung aller Streitsachen dem Könige übertragen ist, so dünkt sich doch der Vornehmste in jedem Dorfe der einzig gebietende Herr darin zu seyn. Der König kann ihm auch nichts befehlen, er muß blos bitten, ausgenommen in Sachen, die vorher in voller Versammlung ausgemacht worden. Ich brauchte, zum Beispiel, etwas Holz in einiger Entfernung von meinem damahligen Aufenthalte, und schickte Leute hin, es zu fällen. Das Oberhaupt des Bezirks aber wehrte es ihnen. Ich beschwerte mich darüber beim Könige. Dieser aber gab mir zur Antwort, (und ich fand, daß es gegründet war), er wollte zu ihm schicken und ihn ersuchen lassen, zu erlauben, daß meine Leute das Holz fällen dürften, der Platz aber wäre

des Mannes Eigenthum, und er könnte ihn dazu nicht zwingen.

Die Anverwandten des verstorbenen Königs oder Oberhaupts begehren keinen Vorrang vor ihren übrigen Landsleuten, sondern sie bleiben in der Stelle, die sie vermöge ihres Reichthums oder andrer Verbindungen einnehmen, und es geschieht sehr oft, daß der Sohn eines verstorbenen Oberhaupts sich wenige Tage nach seines Vaters Tode in die Nothwendigkeit versetzt sieht, auf einem europäischen Schiffe als Gremeta oder Matrose Dienste zu nehmen, um sich sein Brot zu verdienen.

Gegenwärtiger Besitz ist das einzige Eigenthumsrecht, das sie bei Besitznehmung von Ländereien zugestehen. Verläßt jemand sein Grundstück, so kann ein andrer es sogleich in Besitz nehmen, wenn er nur ein Landeseingebohrner ist; denn über ihre Rechte halten sie steif und fest, und verstatten keinem Fremden sich ohne ihre Einwilligung unter ihnen niederzulassen.

Ihre Gesetze sind blos mündliche Ueberlieferung von Vater auf Sohn, und bestehen in weiter nichts, als in den an jedem Orte eingeführ-

führten Landesgebräuchen, die in jedem Bezirke oder Lande, obwohl eben nicht wesentlich, von einander abweichen. Alle Rechtsstreitigkeiten werden vom Könige und den Oberhäuptern in öffentlichem Burrih oder Gerichte untersucht, und eine gewisse Art Leute, welche **Palaversprecher** (das heißt Advokaten) genennet werden, führen das Wort für die verschiedenen Parteien. Ich habe einen von diesen Rednern zwei Stunden lang mit so vieler Würde im Ausdruck und mit solchem rednerischen Anstande deklamiren hören, daß er damit selbst in England würde Ehre eingelegt haben.

Wenn Rechtsstreitigkeiten unter den Eingebohrnen selbst in einem Palaver untersucht werden, ist die Entscheidung meistentheils der Billigkeit gemäß. Es wird nach den beigebrachten Beweisen verfahren, besonders wenn beide Parteien gleich mächtig sind, und die verlierende muß, ehe sie das Gericht verläßt, alle Prozeßkosten bezahlen, oder sichere Bürgschaft stellen.

In ihren Rechtshändeln mit den Weißen aber sind sie so gewissenhafte Beobachter der Gerechtigkeit eben nicht, und es ist sonderbar genug,

daß wenn auch ein Weißer den Prozeß gewinnt, er weiter keinen Vortheil davon hat, als die Ehre Recht zu behalten; denn Ersatz sprechen ihm die Eingebohrnen nie zu, und er wird auf jeden Fall zu Bezahlung der Kosten verdammt. Ich habe sie oft um den Grund dieses Verfahrens befragt, aber nie eine andre Antwort erhalten, als die: „Die Weißen kriegen zu viel Geld, sie können ihr Geld nicht alles brauchen."

Alle Hauptverbrechen werden entweder mit Geld, mit Sklaverei, oder mit dem Tode bestraft, doch geschieht letzteres itzt selten, außer bei den Mandingoes, die nach dem muhammedanischen Gesetz richten und summarisch verfahren, oder im Fall einer Mordthat, da die Freunde des Ermordeten Rache üben, ehe das Verbrechen öffentlich bestraft werden kann.

Auf Zauberei steht unvermeidlich Sklaverei. Giftmischerei, Ehebruch und andre Verbrechen lassen sich mit Gelde abkaufen.

In Schuldensachen ist ihr Verfahren ganz nach den ersten Grundsätzen der Rechtswissenschaft, die beinahe alle Nationen angenommen haben, eingerichtet.

Eine Schuld wird gemeiniglich auf eine bestimmte Zeit gemacht, das heißt, es wird so und so lange Kredit gegeben. Weigert sich der Schuldner, wenn die Zahlung gefällig ist, oder zögert damit, nachdem er gemahnt worden, so wendet der Gläubiger sich an den König oder ans Oberhaupt, und sucht um Beistand an. Dieser schickt zum Schuldner hin, und läßt ihn erinnern zu bezahlen. Weigert er sich nun noch seinen Gläubiger zu befriedigen, so erhält Letzterer vom Könige die Erlaubniß, sich der Person seines Schuldners, oder einiger von seinen Sklaven und Leuten zu versichern. Läßt sich dies nicht thun, weil der Schuldner in einer andern Stadt wohnt, so sucht der Gläubiger irgend jemanden zu erwischen, der an demselben Orte mit dem Schuldner wohnt, und sperrt ihn so lange ein, bis die Schuld bezahlt ist *), wozu die Mitbürger des Schuldners ihn sogleich anhalten.

*) Auch unter andern Negern in Guinea ist dieses sonderbare Verfahren eingeführt, wie Isert S. 221. 222. bezeuget. Ueb.

Damit aber ist die Sache noch nicht abgethan, sondern derjenige, den man für eines Andern Schuld seiner Freiheit beraubt hat, bringt sogleich einen Palaver oder Klage gegen den Schuldner an, und erhält gemeiniglich eine ansehnliche Entschädigung für seinen Verhaft.

Das sonderbarste Gesetz, das ich in Afrika bemerkt habe, ist das sogenannte Purrah, das aber nur in der Gegend von Sherbro bekannt ist. Diese weise politische Einrichtung ist im ganzen Lande eingeführt, um Streitigkeiten und Kriegen ein Ende zu machen, da der Stolz, die Eifersucht und die Empfindlichkeit der Eingebohrnen so groß sind, daß sie selbst beim Bewußtseyn des Unrechts nie nachgeben wollen. Jeder freier Mann kann, wenn er gewisse Jahre erreicht hat, (dreißig, wie man vermuthet), ein Mitglied dieses Bundes werden. Bei seiner Aufnahme muß er sich verschiedenen Ceremonien unterwerfen, und man legt ihm das strengste Gebot der Verschwiegenheit in Betracht des Ordens auf, und dieses beobachten sie eben so unverbrüchlich, als die Freimäurer

in

in Europa die Mysterien ihrer Gesellschaft, mit der diese Verbrüderung überhaupt einige Aehnlichkeit hat, besonders darin, daß sie in jedem Bezirk einen Großmeister oder Purrah-Obern haben, und daß sie keine Weiber in ihre Gesellschaft aufnehmen. Dieses Gesetz wird nur im äußersten Fall in Ausübung gebracht und wenn es in Kraft ist, erstreckt es sich auch auf die Strafe der Zauberei und des Mords.

Wenn nemlich zwei Stämme oder Völkerschaften mit einander Krieg führen und wünschen, seiner ein Ende zu machen, sie sind aber zu stolz, einander Friedensanträge zu thun, so wenden sie sich an den Beherrscher eines benachbarten Landes und bitten ihn um seine Vermittelung. Läßt er sich dazu bereit finden, so schickt er sogleich an die streitenden Parteien und läßt ihnen wissen, daß er Mittelsperson zwischen ihnen seyn wolle, wenn sie geneigt wären, ihre Streitigkeiten seiner Entscheidung zu überlassen. Wollten sie sich aber nicht dazu verstehen, so würde er die Purrah aufbieten lassen, indem er es nicht länger gleichgültig ansehen könnte, daß

die, welche gute Freunde seyn sollten, einander aufrieben und die Länder verheerten.

Sollten die kriegführenden Parteien, nach dieser Erklärung noch nicht nachgeben, so erhält die Purrah Befehl, sich in Bewegung zu setzen und ein großes Grundgesetz dieser Verbindung ist, daß kein Blut vergossen werden darf, sobald sie aufgeboten wird, so daß die streitenden Parteien ihren Geschäften unbesorgt nachgehen können. Gleichwohl fallen bisweilen Scharmützel vor, denn ihre rachsüchtige Gemüthsart erlaubt ihnen nicht, eine Gelegenheit aus den Händen zu lassen, wo sie, trotz allen Schrecken dieses Gesetzes, ihren Durst nach Rache stillen können.

Wenn der Purrah die angreiffende Partei bekannt ist, so rückt sie in Haufen von 40 — 50 Mann an, die alle bewafnet und vermummt sind. Alles, Männer, Weiber, Kinder, Jung und Alt, nimmt vor ihnen die Flucht, und wen sie außer seinem Hause antreffen, der wird sogleich niedergemacht, oder sonst bei Seite geschaft, daß man nie wieder etwas von ihm hört. Dieses Schicksal haben auch alle Ueber-

treter des Purrahgesetzes, wenn sie den Genossen dieses sonderbaren Bundes in die Hände fallen.

Es ist unmöglich die Furcht und das Schrecken zu beschreiben, welches diese Gesellschaft dem Pöbel einflößt. Dieser glaubt, die Purrahmänner haben mit dem Teufel zu thun, und können ihm alles mögliche Uebel zufügen, ohne sich selbst im geringsten zu schaden. Diese lassen ihn auch bei seinem Glauben, und nehmen alles weg, Lebensmittel, Vieh, oder was ihnen sonst ansteht, ohne daß man sie daran hindert, oder daß sie nachher darum belangt werden.

Bei Beschreibung der Gewohnheiten und Sitten entfernter Nationen sind wir freilich genöthigt, die Worte und Redensarten nach unserm Sprachgebrauch zu wählen. Daher heißt in Afrika jedes unbedeutende Handgemenge, wobei auf jeder Seite etwan 10 — 12. Streiter sind, ein Krieg. Dies ist der gleiche Fall mit den dortigen Oberhäuptern oder Chefs; diese werden von uns Europäern immer mit dem Titel, König, beehrt.

Der Geist der Rache und Gewaltthat, der in jeden Afrikaner fährt, sobald er sich beleidigt oder gekränkt zu seyn glaubt, ist die Veranlassung zu den häufigen Kriegen unter den dortigen Eingebohrnen. Wird ein Nationalkrieg beschlossen, so wird er allgemein, und auf jeder Seite trachtet jeder Einzelne dem andern zu schaden. Ihre kleinen Kriege oder Zwistigkeiten aber werden nur unter einzelen Städten geführt. Ihre Kriegsunternehmungen laufen auf nichts als auf Rauben und Plündern hinaus, und ein Dorf überfallen, es in Brand stecken und einige Gefangene machen, ist der größte Kriegsruhm, nach dem sie streben. Einander im freien Felde entgegen zu rücken, wagen sie nie, sondern sie legen sich in Hinterhalt. Daher lachen sie auch über die Thorheit der Europäer, wenn man ihnen erzählt, auf welche Art wir Krieg führen, und was für Heere wir ins Feld stellen, denn eine afrikanische Armee ist selten stärker, als 500 Mann, und das heißt schon ein fürchterliches Heer. Nur die jungen Männer ziehen zu Felde. Sie sind aber schlechte Soldaten, und wenn sie keine Hoff-

nung zum Plündern haben und nicht fleißig zu saufen bekommen, laufen sie bald davon.

Zuweilen verstreichen über Schließung von Bündnissen mit benachbarten Stämmen und mit Kriegszurüstungen zwei bis drei Jahre, eh' es zu einem Angriff kommt, und dazu pflegen sie gemeiniglich den Anfang der Regenzeit zu wählen, da die Männer mit der Feldarbeit beschäftigt sind, weil sie wissen, daß sie dann die Städte ohne Vertheidigung finden.

Wenn zwei Stämme mit einander in Unterhandlung stehen, und der Ausgang Krieg oder Frieden seyn muß; so pflegen sie, wenn sie sich zum Kriege entschließen, zwei **rothe** Colanüße auf einen Stein an dem Orte der Zusammenkunft zu legen. Entschließen sie sich aber zum Frieden, so lassen sie eine, in zwei Hälften getheilte, **weiße** Colanuß an dem Orte liegen. Von dieser nimmt jede Parthei ein Stück und dann kommen sie in der Folge ohne Furcht zusammen, um die Particularien zu bestimmen.

Die Küstenbewohner haben beinahe durchgängig ihre Nationalwaffen gegen Säbel und Flinten vertauscht; die tiefer im Lande wohnen-

den aber bedienen sich immer noch der Lanzen, der Wurfspieße und der vergifteten Pfeile.

Es scheint nicht, daß der Handelsverkehr zwischen den Europäern und Afrikanern, ob er gleich schon seit so vielen Jahren besteht, in den Sitten und Gewohnheiten der letztern weiter eine wesentliche Veränderung hervorgebracht habe, als daß er sie geselliger gemacht und ihnen den Vortheil verschaft hat, sich europäischer Fabrikwaaren, die sie für eine Wollust des Lebens halten, bedienen zu können.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen ihrer Kriege, und ob der so oft gemachte Vorwurf, daß die Afrikaner zu ihren Fehden unter einander, durch die mit ihnen Handelschaft treibenden Europäer gereizt werden, in der Wahrheit gegründet sei, oder nicht, zu erfahren. Allein ich muß es unverhohlen sagen, nicht ein einzigesmahl ist mir dieser Fall vorgekommen, und soviel ich habe von Andern in Erfahrung bringen können, war ers auch nie.

Als ich zum erstenmahl bei den Inseln de Loß *) ankam, war in der ganzen Gegend, so weit

*) Siehe S. 15.

weit sich unser Handel erstreckte, beinahe ein allgemeiner Krieg. Die Suzees, von den Mandingo Sklaven, die sich gegen ihre Herren empört hatten, unterstützt, bekriegten die Bagoes und Mandingoes, und die Bewohner von Sherbro' führten gegen einander selbst Krieg. Die Feindseligkeiten zwischen den Suzees und den Bagoes und den Verbündeten der letztern, rührten von einem Bagoe her, der einen Einwohner einer Stadt der Suzees, wo er damals gewohnt hatte, ums Leben gebracht, und nach begangener That, der Rache der Mitbürger des Ermordeten zu entgehen, sich zu seinen Landsleuten geflüchtet hatte. Letztere aber hatten sich geweigert, ihn, nach den Landesgesetzen, den Freunden des Ermordeten auszuliefern. Die Fehde in Sherbro' entstand aus einem Zwiste zwischen zwei Oberhäuptern und verwickelte das ganze Land in ihren Hader. Sobald ich meine Niederlassung in Sierra Leone eingerichtet hatte, reißte ich nach Sherbro' und bemühte mich ihre Streitigkeiten durch meine Vermittelung beizulegen. Ich legte bei beiden Oberhäuptern in in eigner Person Besuch ab und an die

Verbündeten beider Parteien schickte ich jemand. Wir machten einander gegenseitig Geschenke, allein die Eifersucht und das Mistrauen waren bei jeder Partei so groß, daß ich sie nicht dahin vermögen konnte, daß sie auf meinem Schiffe zusammen gekommen wären; ob mich gleich jede Partei für sich allein besuchte. Doch genoß ich das Vergnügen, daß ich den Grund zu einem Waffenstillstande legte, der auch seitdem fortgedauert hat und nun durch die Purrah befestigt ist.

Sechs-

Sechster Brief.

Sierra Leone, den 20. Nov. 1786.

Liebster Freund,

In meinem vorhergehenden Briefe beschrieb ich Ihnen die Religionsgebräuche, Regierungsverfassung, Gesetze und Kriegskunst der Bewohner dieses Landes. In diesem will ich nun suchen, Ihnen von dem äußern Ansehen der Eingebohrnen und ihren besondern Sitten und Gewohnheiten so viel zu melden, als ich entweder selbst habe bemerken, oder von glaubwürdigen Leuten erfahren können.

Man hat an den afrikanischen Küsten allgemein die Bemerkung gemacht, daß die am Seestrande oder auf den Inseln wohnenden Völkerschaften durchgängig eine stärkere, besser gebildete, muthigere und thätigere Menschenart sind, als die im Innern des Landes wohnenden. Dieser Unterschied läßt sich vielleicht aus der Verschiedenheit ihrer Nahrungsmittel erklären, da die Küstenbewohner viel Fische genießen und auch eine gesündere Luft athmen.

Die

Die Bullams, Timmaneys und Bagoes sind eine starke, thätige und wohlgestaltete Menschenrace. Sie haben eine gute schwarze Farbe, grade Glieder und angenehme Gesichtszüge, und sind von etwas mehr als mittler Größe. Besonders zeichnen sich die Timmaneys durch eine ofne treuherzige Physiognomie aus, und viele von ihren Weibern sind in der That schön. So lange ich mich hier aufgehalten habe, hab' ich nur zwei misgestaltete Menschen gesehen und auch daran waren unglückliche Zufälle in der Kindheit schuld.

Die Suzees sind gelblich von Farbe und bei weitem nicht so wohlgestaltet, als die oben erwähnten Völkerschaften, doch sind sie meistentheils grade gewachsen, haben aber dicke Lippen und plattere Nasen.

Die Mandingoes scheinen wieder von jeder der itzt gedachten Menschenracen verschieden zu seyn. Sie sind lang und schlank. Ihre Farbe ist ein schlechtes Schwarz, sie haben ausnehmend kleine Augen und tragen Bärte, wie die Juden in Europa.

Die Suzees, Bullams u. a. m. scheeren sich den Bart, so lange sie jung sind. Sobald aber die Haare anfangen sich grau zu färben, lassen sie ihn wachsen; denn das Silbergrau des Alters wird bei ihnen für ein Kennzeichen der Weisheit gehalten, und in der That haben einige von ihren Greisen mit langen weißen Bärten, wenn sie in den Rathsversammlungen sitzen, ein recht ehrwürdiges Ansehen.

Der Unterschied zwischen den freien Völkerschaften, die ich itzt beschrieben habe, und den Sklaven in den Niederlassungen, ist so auffallend, daß ich gleich auf den ersten Blick erkennen kann, zu welcher von diesen beiden Menschenklassen jemand gehört, und mich darin nie irre. Der Freie, stolz auf seine Freiheit, schreitet mit Würde und dem Bewustseyn seines Vorzugs einher, und sieht jedem dreist ins Gesicht, der Sklave hingegen, von dem Gefühl seines Zustandes niedergedrückt, schleicht schüchtern und mit gesenktem Haupte vorüber. Auch sind die Sklaven durchgängig, (die an den Küsten gebohrnen ausgenommen,) kleiner von Statur, und nicht so stark von Gliedmaßen, noch so

wohlgestaltet, als die eingebohrnen Freien, und kommen aus dem Innern des Landes.

Die Fulahs, welche die Länder bewohnen, die hinter den von mir jetzt beschriebenen liegen, scheinen eine Mittelrace zwischen den Arabern und den Schwarzen zu seyn. Sie haben viel Aehnliches mit den ostindischen Laskars, denn sie haben, wie diese, eine gelbliche Farbe, langes grades schwarzes Haar, längliche Gesichter, und lange römische Nasen. Sie sind eifrige Anhänger des Korans, und liefern durch ihre Kriege zur Ausbreitung des muhamedanischen Glaubens, eine große Anzahl der Sklaven, die in dieser Gegend verkauft werden.

Voltaire erwähnt einer Menschenrace, die er Albinos *) nennt, und die im Innern von Afrika wohnen sollen. Er beschreibt sie als klein von Statur und milchweiß von Farbe. Allein so sorgfältig ich auch, sowohl bei den Eingebohrnen, als bei den reisenden schwarzen Kaufleuten nach

*) Man nennt sie auch Kakerlaken, siehe *I. I. Blumenbach* de gen. hum. variet. nat. Gotting. 1781. p. 121. 122. Ueb.

nach diesen Menschen geforscht habe, so hab' ich doch nicht die geringste Nachricht von dem Daseyn eines solchen Volkes einziehen können. Zwar hab' ich in verschiedenen Gegenden von Afrika einzele weiße Negern gesehen, die eine milch- oder kreidenweiße Haut und weiße Wollhaare hatten; aber diese erzeugen nicht ihres gleichen wieder, sondern schwarze Kinder, und sind blos für Naturspiele *) zu halten. Ich erinnere mich, daß ich zwei von solchen Menschen, den einen in Georgia in Südkarolina, und den andern in England gesehen habe. Beide waren weiblichen Geschlechts.

Die Sprache der Suzees scheint der Stamm zu seyn, aus dem die Mundarten der Bagoes, Bullams und Timmaneys hervorgesproßt sind. Sie klingt sanft und hat eine Menge Selbstlauter und Lippentöne. Die Sprache der Mandingoes dagegen, ist, wie das Volk selbst, von allen andern ganz verschieden, und scheint

*) Auch für die nicht einmahl, geschweige denn für eine eigne Menschengattung wie Voltaire fabelt, sondern für Kranke. Ueb.

scheint mir ein verdorbenes Arabisch zu seyn, doch kömmt es nicht mit dem überein, was sie in ihren Schulen lehren, und die Sprache des Gebets nennen.

Die Gemüthsart der Eingebohrnen ist sich überall ziemlich gleich. Sie sind ausnehmend träge, es wäre denn, daß sie zur Rache gereizt würden; denn alsdann sind sie unversöhnlich, und wo sie einmahl den geringsten Unwillen gefaßt haben, da sind sie äußerst heimtückisch und voller Verstellung, und versäumen keine Gelegenheit, ihre Rachgier zu sättigen, sobald sie es ungestraft thun können. Gegen gute Freunde aber bezeugen sie sich gastfrei und gütig *), doch sind sie zu kleinen Diebereien geneigt und sehr unbe-

*) Isert sagt S. 296. „So schlecht man mir die „inländischen Nationen abgemahlt hatte, so „fürtreflich fand ich sie. Sie haben eine un„gleich bessere Denkungsart, wie die Negern des „Strandes, die mit den Europäern bekannt „sind, und einen großen Grad von Gastfreiheit.“ Und nun führt er Beispiele davon an. S. 295. 297.

unbeständig beinahe in Allem, was sie vornehmen.

Die Mandingoes hassen die Christen aus Gründen der Religion, und beehren die unter ihnen wohnenden Europäer, die sie häufig zechen und schmausen sehen, mit dem Titel, Hunde; als ich mich aber ehedem unter ihnen aufhielt, ein entgegengesetztes Betragen beobachtete, und mit ihnen von den Lehren ihrer Religion sprechen konnte; begegneten sie mir in der äußersten Noth, da ich gefährlich krank war, so, wie ichs nur immer von den treuesten und zärtlichsten Freunden hätte erwarten können.

Ihre Begrüßungskomplimente sind von verschiedener Art. Nähert ein Sklave sich seinem Herrn, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen, so beugt er das rechte Knie beinahe bis auf die Erde, streckt den rechten Arm mit verschlossener Hand aus, und stützt die Linke unter den Ellbogen des rechten Arms. Begegnen zwei Freunde oder Leute gleiches Standes einander, so legen sie die rechte Hand auf die Brust und bieten sich einen guten Tag. Zuweilen umarmen sie auch wohl einander, oder schütteln sich

Staatsbibliothek Bamberg

bei der Hand und schlagen mit dem Finger und Daumen Schnippchen. Kömmt ein Auswärtiger zu seinem Freunde zum Besuch, so bekümmert man sich so lange nicht um ihn, bis er sich förmlich zum Besuch anmelden läßt, welches oft erst vier bis fünf Tage nach seiner Ankunft geschieht. Während der Zeit wird er mit allem Nöthigen für sich und seine Leute, jedoch von der Familie abgesondert, versehen. Eben so verhalten sie sich gegen fremde Abgesandte in wichtigen Angelegenheiten. Wenn die Weiber bei Besuchen zusammen kommen, neigen sie sich und geben einander die rechte Hand; die jungen unverheiratheten Frauenzimmer aber umarmen einander, dem Anschein nach, mit vieler Zärtlichkeit. Wenn ein Sohn nach langer Abwesenheit wieder zu seiner Mutter kommt, und die erste Begrüßung vorbei ist, legt er sich zu ihren Füßen hin und sie liest ihm sorgfältig das Ungeziefer vom Kopf, indes er ihr die Begebenheiten seiner Reise erzählt.

Die Weiber sind in ihrem Anzuge ausnehmend reinlich und nehmen sich des Hauswesens mit Eifer an, und keine Mutter kann ihre Kinder

der zärtlicher lieben, mehr für sie sorgen und sie sorgfältiger warten, als diese thun. Sie entwöhnen sie nie eher, als bis sie allein gehen und ihrer Mutter eine Kalebasche oder Kürbisschale Wasser zutragen können, und hierzu führen sie dieselben so bald als möglich an, denn so lange das Kind an der Mutter Brust ist, darf der Mann seiner Frau nicht beiwohnen, denn sie glauben, dieses verderbe die Milch. Unfruchtbarkeit fürchten sie als den größten Vorwurf und dies nicht ohne Ursache, denn Mutter Natur hat sie von allen den Schmerzen beim Kindergebären freigesprochen, die unsre schönen Landsmänninnen ausstehen müssen, denn selten brauchen sie sich länger als etliche Stunden inne zu halten. In ihren häuslichen Geschäften kommen sie gewissermaßen mit der guten Hausmutter in unserm Lande überein. Des Abends beschäftigt sich die vornehmste Frau, von den übrigen Weibern ihres Mannes und ihren Mägden umringt, mit Baumwollespinnen und Krempeln, unterdessen eine aus der Gesellschaft ihnen Märchen in der Manier der äsopischen Fabeln erzählt und sie damit unterhält. Diesen

Erzählungen hab' ich oft mit unendlichem Vergnügen zugehört. Sie haben verschiedene Hasardspiele, mit denen sich Männer und Weiber, jedoch jedes Geschlecht besonders, belustigen. Ganz vorzüglich aber lieben beide Geschlechter das Tanzen, und so oft Mondschein und schönes Wetter ist, suchen sie dieses Vergnügen zu genießen und da wird von einer Stunde nach Sonnenuntergang an bis nach Mitternacht getanzt *). Außerdem stellen sie bei der Geburt eines

*) Der Hang zu dieser Belustigung bleibt selbst bei den armen Sklaven in Westindien so stark, daß wenn sie des Abends ihre saure Arbeit geendigt haben, sie, anstatt sich dem so benöthigten Schlaf zu überlassen, indes ihre Peiniger der Ruhe genießen, oft noch meilenweit laufen, um auf einem einsamen Platze, etwan hinter einem Hügel, oder in einem Walde, bei Mondenlicht zusammen zu kommen und im Vergnügen des Tanzes auf eine Weile ihr Unglück zu vergeßen. Und dann laufen sie noch wieder nach Hause, und finden sich doch mit Anbruch des Tages wieder bei ihrer Arbeit ein. Wohlthätige

eines Kindes, oder bei der Ankunft eines Freundes oder Verwandten, jedesmahl ein Tanz- und Singe-Fest an, welches sie ein Kullunjih nennen. Ist die Veranlassung dazu wichtig, so lassen sie eigene Tänzer in einem grotesken Anzuge auftreten. Diese haben eine hohe Mütze aus Binsen gemacht und mit Federn umsteckt auf dem Kopfe, das Gesicht ist um Augen, Nase und Mund herum mit Kreide oder weißen Thon bemahlt, und um die Hüften tragen sie einen Rock von Binsen, der sich im Tanzen nach allen Seiten zu ausbreitet. In den Händen haben sie flache Stücken Holz, diese schlagen sie aneinander, und geben dadurch den Takt beim Tanzen an.

Der Tod eines Kindes, Freundes oder Verwandten, stört sie in diesem Vergnügen bei weitem nicht; denn sie stellen deswegen das Whaa oder Klaggeschrei an. Dieses ist so beschaffen, daß ein Fremder, dem ihre Gebräuche

thätige Natur, gütig gegen alle deine Kinder! So lässest du auch diesen Elenden eine Quelle der Linderung ihrer Leiden fließen! Ueb.

bräuche unbekannt sind, es vielmehr für ein Freudenfest halten würde.

Auf den Abend des festgesetzten Tages versammeln sich die Freunde und Verwandten des Verstorbenen und ziehen langsam und feierlich nach einem freien Platze vor ihren Häusern. Hier stimmen sie Gesänge zum Lobe des Verstorbenen an, und tanzen dabei nach dem Schalle einer Trommel. Bei dem Tanze kommen sehr viele Veränderungen vor; bald schließen sie einen großen Kreis um die Musikanten und klatschen am Ende jeder Strophe oder bei jeder Wiederhohlung des Gesangs in die Hände; bald tanzt wieder einer allein, und die andern sitzen oder stehen im Kreise umher, und singen im Chor, und schlagen die Hände zusammen, wie vorher.

Zuweilen tanzen zwei drei bis vier Personen zusammen, bis sie müde sind und von andern abgelöset werden. Dabei aber klatschen die übrigen immer in die Hände und singen dazu. Dieses dauert mit untermischten Flintenschüssen ununterbrochen von Abend bis gegen Tagesanbruch fort. Dabei thun sie sich oft mit Tobak und starken Getränken gütlich, und so dauert

diese

diese Ceremonie drei Nächte hintereinander fort.

Ist der Verstorbene eine Person von Ansehen, dessen Freunde die Kosten dranwenden können, so wird diese Feierlichkeit jährlich ein auch wohl ein paarmahl, und dies einige Jahre hintereinander wiederhohlt. Aermere Leute aber müssen es bisweilen Jahre lang anstehen lassen, bis sie hierzu Rum und Tobak genug anschaffen können. Es mag aber auch noch so lange dauren, ehe sie dies zu thun im Stande sind, so wird dieser Gebrauch doch nie unterlassen.

Man kann dies füglich die öffentliche Trauer um Freunde und Verwandte nennen, an der beide Geschlechter Theil nehmen. Es gibt aber noch eine besondere oder Haustrauer, die nur die Weiber anlegen, und die auch nur bei den Bullams und Timmaneys üblich ist.

Die Traurenden tragen eine weiße leinene oder baumwollene Mütze, die so tief über die Augen gezogen wird, daß sie nichts als die Erde unter sich sehen können, sie müßten denn den Kopf ganz zurückbiegen; dabei schlingen sie verschiedene Schnüre von ihren großen inländi-

schen Glaskorallen um den Hals und die Hüften. Sind es aber verheirathete Weiber, so legen sie das Oberkleid ab, und erscheinen blos im Tuntunjih oder Unterkleide, welches ihnen erlaubt ist.

Es ist ihnen nicht verstattet, mit irgend jemand zu essen oder zu trinken, oder sich ihr Essen selbst zuzubereiten; sondern wenns Essenszeit ist, müssen sie vor der Thür der Person, die ihnen zu essen geben muß, die Trommel schlagen und dazu tanzen, und Niemand darf aus den von ihnen gebrauchten Gefäßen essen oder trinken.

Die Zeit, wie lange diese Art von Trauer währen soll, ist nicht bestimmt, sondern sie hängt von der Trauer derjenigen Person ab, die sie veranstaltet, welches meistentheils die Mutter, Tante, oder eine ältliche Verwandte des Verstorbenen ist. Gewöhnlich wird jungen Mädchen, die sich dem mannbaren Alter nähern, diese Trauer auferlegt, um ihre Keuschheit sicher zu stellen: denn würde man während einer solchen Trauer-Ceremonie einen verbotenen Umgang zwischen einem Mädchen und jemand vom andern Geschlecht entdecken; so würde das-

selbe dadurch beschimpft seyn und der Mann in harte Strafe verfallen.

Eine Ehefrau, die sich einbildet, sie werde von ihrem Manne vernachläßigt, hat das Recht, seine liebste Beischläferin in Trauer zu setzen. So oft aber dies geschieht, wird nach einer kurzen Prüfungszeit die werthe Ehehälfte durch ein Friedensopfer von einer Ziege oder einem halben Dutzend Hünern, einer Flasche starkes Getränke und etwas Tobak, zum Gebrauch bei einem Cullunjih, wieder gut gemacht, und die Geliebte des Mannes Armen wieder geschenkt.

Dies scheint in der That von Seiten der ältlichen Frauen keine schlechte Politik zu seyn, um sich bei ihren Männern in einigem Ansehen zu erhalten, denn so lange die junge Frau in Trauer ist, ist der Mann ihrer Gesellschaft beraubt.

Die Eingebohrnen haben mancherlei Arten von Nationalmusik, doch scheint die Trommel ihr Hauptinstrument zu seyn. Sie haben dreierlei Arten derselben, und diese sind nach dem Gebrauch, der davon gemacht wird, von verschiedener Größe. Die eine ist von hartem Holze, welches ausgehöhlt ist, und an beiden

Enden sorgfältig verstopft wird, an der Seite aber eine längliche Oefnung behält. Diese Trommeln schlagen sie mit zwei Stöcken, und ihr lauter durchdringender Schall ist bei stillem Abend sehr weit zu hören. Sie bedienen sich derselben zum Lärmschlagen. Die andere Art ist aus einem leichten Holze gemacht, ganz durchhin ausgehöhlt, und an beiden Enden mit getroknetem Ziegen- oder Schaafleder bezogen, das mit Schnüren fest angespannt ist. Einige von diesen Trommeln sind sehr groß, nicht weniger als 6 — 8. Fuß lang, und haben 2 — 3. Fuß im Durchmaße. Bei andern stehen die Boden nur 2 — 3. Zoll weit von einander ab, und um den Rand herum hängen Hayzähne oder Stückchen Kupfer, die ein Geklimper machen. Die bei uns in England bekannten Trombones und Tambourins scheinen von den Afrikanern entlehnt zu seyn.

Die hiesigen Landeseinwohner haben auch zweierlei Arten besaiteter Instrumente. Das eine ist eine Art von Zitter und gleicht dem Banguh in Westindien. Das andre hat die Gestalt einer Davidsharfe, ist aber nicht über

2 Fuß

2 Fuß lang. Die Saiten sind aus den Fasern einer Pflanze und den Haaren aus Elephantenschwänzen gemacht.

Die Weiber und Kinder haben außerdem noch verschiedene Arten Klappern von ausgehöhlten Kürbißen, in die sie kleine harte Beeren thun; und in Sherbro' hab' ich eine Art Rohrflöte mit vier Oefnungen und ein Horn oder Trompete aus einem Elephantenzahn gesehen.

Die gewöhnliche Kost der Eingebohrnen ist Reiß. Diesen laßen sie immer ganz trocken einkochen und gießen hernach entweder Palmoel, oder eine sehr kräftige Brühe von Fischen, Fleisch oder Federvieh und Gartengewächsen zusammengekocht, und mit viel Pfeffer, Gewürz und Palmoel zugerichtet, drüber. Thierische Speisen genießen sie selten. Ueberhaupt pflegen sie lieber geräuchertes als frisches Fleisch zu eßen. Sie sind aber gute Köche und wißen viele schmakhafte Gerichte zu machen.

Männer und Weiber eßen jederzeit von einander abgesondert, und trinken bei ihren Mahlzeiten nichts als Waßer. Sie eßen des Tages nur zweimahl, das einemahl um zehn

Uhr Vormittags, und das andremahl bei Sonnenuntergang. Vornehmere aber, die's haben können, genießen gewöhnlich noch eine leichte Mahlzeit frühmorgens, und diese muß die Beischläferin der vergangenen Nacht zurichten.

Von Handwerken verstehen sie, außer der Zimmer- und Schmiedearbeit und dem Amulet- oder Griggorymachen *) sehr wenig, doch zeigen sie in ihrer Arbeit, wenn man die Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge erwägt, nicht selten Erfindsamkeit und Fleiß in der Ausführung.

Jede Familie verfertigt sich ihre Kleider selber. Die Weiber spinnen und krempeln die Baumwolle, und die Männer weben und nehen. Ihre Kleidung ist sehr einfach und leicht, und besteht bei den Knaben und Mädchen blos in einem sogenannten Tuntunjih, welches ein schmaler Streifen Zeug ist, der zwischen den Beinen durchgezogen wird. Die verschiedene Art, solchen zu tragen, bezeichnet den Unterschied der Geschlechter. Die Mädchen binden eine Schnur um die Hüfte, und an dieser werden

*) Siehe S. 73. Ueb.

den die Enden des Tuntunjih untergestreckt, so daß es vorn und hinten herunterhängt; hierzu tragen sie einen Gürtel von Glaskorallen oder lockere Schnüre davon um die Hüften. Die Knaben tragen das kurze Ende vorne, schlagen das übrige um die Lenden, und laßen es hinten hinunter hängen. Nach der Verheirathung legen die Weiber den Tuntunjih ab, (ausgenommen bei den Nalloes, die nie anders gehen), und tragen ein Stück Zeug um die Hüfte, das bis über die Mitte des Beins herunterreicht. Sie binden es sich auch gern über die Brüste, nicht um solche zu verdecken, sondern um sie platter zu machen, und sonach mehr wie verheirathete Weiber auszusehen, und dadurch sich ein wichtigeres Ansehen zu geben. Vom Putzen sind sie große Liebhaberinnen. Sie tragen Arm- und Halsbänder von Glaskorallen, silbernen Ringen, Ketten, und Manillas, (welches platte oder runde silberne Ringe um die Handgelenke sind), und Korallenschnüre. Sie bedienen sich auch der Schminke, davon sie verschiedene Arten haben. Eine afrikanische Dame in vollem Staate macht in der That gar

keine

keine üble Figur. Ueber ihrer gewöhnlichen Landeskleidung, die man den Unterrock nennen könnte, trägt sie einen rothen Taffentrock. Um den Hals hat sie ein schwarz seidenes Tuch mit zwei Zipfeln gebunden. Dieses hängt vorne wie ein Kinderlätzchen herunter und bedeckt ihr den Busen. Ein andres solches Tuch bindet sie sich um den Kopf. In den Ohren trägt sie goldne Ohrringe, und um den Hals eine Schnur große Korallen nebst einer goldenen oder silbernen Kette mit einem Schlößchen, an jedem Handgelenke zwei bis drei Manillas, und an jedem hangen fünf bis sechs silberne Ringe. Auf der Stirne sind verschiedene Winkel und Dreiecke mit weißer oder rother Farbe gemahlt, und die Haare sind artig und künstlich geflochten, bisweilen auch in kleinen runden oder halbmondförmigen Flecken dicht abgeschoren *). Hinter ihr her gehen ihre Kammermädchen, wozu immer die hübschesten Mädchen von zehn bis funfzehn Jahren, die zu bekommen sind,

aus=

*) Wie eine Negerdame ihre Toilette macht, beschreibt auch umständlich Isert S. 188. u. f. Ueb.

ausgesucht werden. Diese werden mit Korallenschnüren geputzt und in ein Stück Taffent oder feinen Zitz gekleidet, das, wie der Mantel der Bergschotten, über die linke Schulter geworfen wird.

Der Anzug der Männer besteht in einem weiten Hemde ohne Halskragen, mit sehr weiten Ermeln ohne Armbindchen, in langen Hosen, die bis an die Mitte der Beine reichen, und in einem Hute oder einer kleinen dicht anpaßenden Mütze aus ihren Landzeugen. Gewöhnlich aber gehen sie mit bloßen Füßen und bloßem Haupte, die Oberhäupter jedoch ausgenommen, denn diese suchen, so viel sie können, die Weißen im Anzuge nachzuahmen. Die Mandingoes aber zeichnen sich dadurch aus, daß sie beständig eine Mütze und Sandalen, beides von rother Farbe, tragen. Sie pflegen auch ihre Hemden und Beinkleider mit Wolle auszunehen, worinn sie sehr große Geschiklichkeit besitzen. Die Männer gehen nie ohne ihren Belmo' aus. Dies ist ein großes grades Messer, das sie in einer Scheide auf der rechten Seite hängen haben, grade so wie nach Kapt. Cooks Bericht,

die Bewohner der Sandwichinseln ihr Pätu Pätu. Von diesen Belmo's führen sie zweierlei Arten, einen kleinen zum Eßen, und einen großen zur Vertheidigung.

Die Gewohnheit, den Leib zu tättowiren oder allerhand Figuren auf demselben einzuritzen, welches hier zu Lande sokkola' genennt wird, ist in ganz Afrika ziemlich gemein, *) und

*) Die Gewohnheit, sich die Haut mit verschiedenen Figuren auf eine unauslöschliche Art zu punktiren, ist sehr alt, und noch itzt in der alten sowohl, als neuen Welt ausgebreitet. Nach Herodians Bericht (in vita Severi Lib. III.) thaten es die alten Briten, und bedienten sich dazu des Krauts Glastum oder Waidt. Die Tungusen, die zahlreichste Nation in Sibirien, bezeichnen sich das Gesicht durch Nadelstiche mit allerhand Figuren und reiben alsdann Kohle hinein, wodurch die Zeichnung unauslöschlich wird. S. Gmelins Reisen, im 1ten u. 2ten Th. Daß unter den Tschutski, dieser schönen Menschenart, diese Sitte

und hatte anfänglich, wie ich mir vorstelle, zum Zweck, die verschiedenen Stämme von einander

zu

Sitte auch eingeführt ist, erzählt Kraschenin- nikof, in seiner Beschr. v. Kamtschatka, übers. von Köhier. Auch unter den Arabern traf sie der berühmte Niebuhr an; s. deßen Reisebeschr. nach Arabien, 1ter Th. woselbst auch auf der 59. Kpft. eine solche punktirte Weibsperson abgebildet ist. Nicht minder wird diese Gewohnheit in Amerika bei den Indianern an der Hudsons-bay, bei den Eskimos, unter den Bewohnern des Feuerlandes, u. m. beobachtet. Auch die Virginier punktirten sich, als die Engländer dieses Land entdekten. Daß die Neuseeländer, die Otaheiter 2c. sich tåtowiren, ist aus Cook's Reisen bekannt genug. Isert erzählt S. 233. „Die Einschneidung der Haut oder Zeichen am „Körper ist bei den Akraern (ebenfals eine gui- „neische Völkerschaft) abgeschaft, und nur „bei den inländischen Nationen noch im Ge- „brauch. Ein einziger sehr alter Mann, der „gewis über die neunzig ist, ist noch von der „Zeit dieses Gebrauchs übrig. Man gab

„viel-

zu unterscheiden. Aus diesem Grunde wird es hier noch beobachtet, doch scheints itzt minder noth-

„vielleicht deswegen einer jeden Nation ein be„sonderes Zeichen, damit sie sich von einander „unterscheiden könnten. Die Art, wie sie da„mit verfahren, hab' ich nicht gesehen. Sie „sagen, daß sie die Einschnitte mit einem schar„fen Stein oder Muschelschaale machen, und „hernach die Wunde mit Kohlenstaub einrei„ben, daher auch bei den röthlichen Negern „diese Einschnitte allezeit dunkler sind.“

Sich seinen Namen irgendwo am Leibe mit Schießpulver einzubrennen, ist eine Lieblingsmode beim niedrigsten Pöbel in England. Dies entging der Bemerkung des scharfblickenden Sittenmalers Hogarth nicht, wie man aus dem B C auf der Brust der Weibsperson auf dem 3ten Blatte seiner Marriage à la Mode, und dem T N auf dem linken Arme des unter den Meßern der Zergliederer befindlichen Leichnams des hingerichteten Mörders Tom Nero auf dem 4ten Blatte der Four Stages of Cruelty sehen kann. Und wenn wir uns nicht

nothwendig zu seyn, als es vor diesem seyn mochte. Der Rücken, die Lenden, der Bauch und die Brust, sind die Theile des Leibes, welche in der hiesigen Gegend tättowirt werden, und die Art, wie solches geschieht, bezeichnet nicht blos den Stamm, sondern auch den Stand einer Person, denn ein Sklave darf nicht auf eben die Art gezeichnet seyn, wie der Freie. Die

nicht irren, haben wir irgendwo in Cook's Reisen von einem durch die Wilden umgebrachten englischen Matrosen gelesen, deßen, unter den zerstümmelten Gliedern seiner zugleich mit erschlagenen Kameraden gefundene Hand an dem auf dem Handgelenke eingebrannten Namen, für a piece of him, — mit Hamlet zu reden, — erkannt ward. Von der Sitte, sich allerhand Figuren in die Haut einzubrennen, einzuschneiden, einzupunktiren u. dergl. kann man auch nachlesen C. Meiners, Geschichte der Menschheit; Abschnitt von Kleidung und Putz, und dieses Gelehrten, Geschichte der hieroglyphischen Schrift, im Götting. histor. Magazin von ihm und L. T. Spittler, 3ten Bds. 3tes Stück. S. 460. Ueb.

Operation ist ausnehmend schmerzhaft, und sogar oft gefährlich, und wird bei Kindern vorgenommen, wenn sie nur einige Monate alt sind. Einige Nationen wißen die Haut so aufzutreiben, daß sie wie erhabene Arbeit aussieht. Andre verrichten sie mit lauter kleinen Stichen vermittelst eines spitzigen Werkzeuges, das in eine Flüßigkeit getaucht wird, und unauslöschliche Spuren hinterläßt. Doch ist zu bemerken, daß diejenigen, welche sich dieses Verfahrens bedienen, von gelblicher Gesichtsfarbe sind. In den südlichern und östlichern Gegenden Afrikas wird auch das Gesicht tättowirt.

Bei Anlegung ihrer Städte wählen die Eingebohrnen gewöhnlich eine Stelle am Ufer eines Flußes oder Baches, der Bequemlichkeit des Fischens wegen, und da findet man auch gemeiniglich eine Menge Pullambäume (pullam trees), welche Baumart ein sicheres Merkmahl eines troknen Bodens ist. Sie nehmen sich nie die Mühe einen größern Raum abzuholzen, als eben nöthig ist, ihre Häuser darauf zu bauen; denn sie können nicht begreiffen, daß wenn durch stärkeres Wegschlagen des Hol-

zes der Luft ein freierer Durchzug verschaft wird, das den Ort gesünder machen würde. Auch befolgen sie in Anlegung ihrer Straßen weder Plan noch Ordnung, sondern jeder sucht sich einen Platz aus, der ihm am bequemsten dünkt, und erbaut darauf eine Menge kleiner Häuser, nach der Anzahl seiner Weiber und Leute, (denn jede Frau muß ihr eignes Haus haben), die zusammen in einem Kreise stehen, der von einer Trapada oder Zaun, der aus in die Erde getriebenen Pfählen besteht, umgeben ist. Diese schlagen in wenig Monaten aus, (so sehr begünstigt der hiesige Himmelsstrich die Vegetation), und werden zu grünenden Bäumen, die ein sehr angenehmes Ansehen geben.

Eine Anzahl solcher umzäunten Gebäude beisammen stehend, macht eine Stadt aus, die gemeiniglich mit einer Lehmmauer oder starken Palisaden umschloßen ist, und oft einen ansehnlichen Raum einnimmt.

Wenn die Eingebohrnen in Krieg verwickelt sind, haben sie verschiedene Thore, die allezeit bei Sonnenuntergang geschloßen und mit einer starken Wache besetzt, und aus keinerlei Ur-

sache eher, als bis nach Sonnenaufgang wieder geöfnet werden.

Ihre Häuser sind nur von einem Stockwerk und entweder rund oder länglich viereckigt. Die Wände bestehen aus aufrechtstehenden Pfählen mit Zweigen durchflochten und mit einem zähen Thon beworfen. Der Fußboden ist ein derbgeschlagener Estrich, und das Dach besteht aus langen Stangen, mit Gras belegt. Gemeiniglich haben sie zwei Thüren, die einander gegenüber stehen und einen Zugwind veranlaßen, welches nebst der Höhe ihrer Häuser, in dem heißesten Wetter eine erquickende Kühle unterhält. Von außen putzen sie ihre Häuser mit einem weißen Thone ab, der sich an verschiedenen Stellen auf dem Grunde der Flüße findet, oder auch mit einer seifenartigen Erde von Sherbro'.

Ich habe zwar zuvor das Wort, Thüren, gebraucht, eigentlich aber haben sie selten einige auf europäische Art, die wenigen ausgenommen, welche es den Weißen nachthun. Anstatt der Thüre ist blos an der Oberschwelle des Thürstocks eine Matte befestigt, die nach Gefallen

auf-

aufgewickelt oder herunter gelaßen werden kann *). Wenn sie herunterhängt, wagt es Niemand, ohne vorhergehende Anfrage, hereinzutreten, ist sie aber aufgewickelt, so ist diese Ceremonie unnöthig. Das Dach des Hauses springt 6 — 8. Fuß über die Wände vor und ruht auf Pfählen. Der Raum zwischen den Wänden und den Pfählen ist 12 — 18. Zoll erhöhet, und macht eine Art von Säulengang, und dient zu einem angenehmen Ruheplatze, da er gegen Sonnenschein und Regen schützt.

Im Innern des Landes bauet man auch sehr große Häuser von an der Sonne getrokneten Backsteinen. Diese dauern viele Jahre, wenn nur die Mauer oben gegen Wind und Wetter gedeckt ist.

Feuereßen haben sie nie in ihren Häusern, aber doch zünden sie alle Morgen und Abend

*) So ist es auch in den Häusern der Türken, nur mit dem Unterschiede, daß diese Teppiche, und zwar beständig, vor den Thüren hängen haben. Die Rede ist hier von Thüren im Innern des Hauses. Ueb.

Feuer darinn an, um die Musquitos zu vertreiben.

Geringe Leute, Sklaven und Kinder schlafen auf Matten, oder getrokneten Fellen, die auf den Fußboden beim Feuer hingebreitet werden. Vornehmere aber haben eine eigene Schlafstelle, die durch vier in die Erde geschlagene Pfosten formirt wird. Unten liegt eine Schicht von gespaltenem Rohr oder Bambus, und anstatt der Vorhänge werden Matten herum gehangen. Die Wohnungen der Männer enthalten einen Kasten, worin sie ihre Kleider und Kostbarkeiten verwahren, eine Matte oder Fell, drauf zu sitzen und ihre Waffen. In den Wohnungen der Weiber hingegen findet man allen ihren Hausrath, Matten, Seßel, und besonders allemahl einen Spiegel.

Nahe am Mittelpunkt jeder Stadt steht ein rundes, von allen Seiten ofnes Gebäude, welches die Eingebohrnen ein **Burrie**, oder Rathhaus nennen. Darinn werden alle Palavers abgethan und alle öffentliche Geschäfte verrichtet.

Im Lande der Mandingoes, die der mahomedanischen Religion zugethan sind, ist in jeder Stadt eine öffentliche Moschee, von deren Spitze das Volk, eben so wie in der Türkei, zum Gebet gerufen wird.

Es gibt auch noch verschiedene kleine Burries. Diese dienen zu öffentlichen Schulgebäuden, worinn die Jugend Arabisch lesen und schreiben lernt.

Die Vielweiberei ist hier ohne die mindeste Einschränkung erlaubt und eingeführt *), und die Weiber sind, so wie bei gesittetern Nationen, unter den Großen häufig das Band des Friedens und der Freundschaft. Haben zwei Stämme gegen einander Krieg geführt, oder wünschen in ein engeres Bündniß mit einander zu treten, so ist ein wechselseitiger Tausch der Töchter der Oberhäupter die Grundlage jedes Vertrages. Eben das geschieht bei Privatpersonen und dies ist vornemlich die Ursache, warum

*) So soll der König von Aßianthee in Guinea 3000 Frauen haben, also doch noch weit mehr als — der weise Salomo. Ueb.

um die Vornehmen immer so viele Weiber haben. Um die Familien unter einander zu verbinden, pflegt es oft zu geschehen, daß ein Mädchen gleich nach der Geburt einem Manne übergeben wird; aber bei den Suzees bleibt es unter der Aufsicht der Mutter, bis es das gehörige Alter erreicht hat, welches sie mehr nach dem äußern Ansehen, als nach der Zahl der Jahre bestimmen.

An dem zur Hochzeit angesetzten Tage werden von dem Bräutigam Leute in gewissen Weiten von einander an den Weg gestellt, auf dem die Braut kommen soll, die mit Getränken und Erfrischungen versehen sind. Denn wofern diese Dinge nicht im Ueberflusse vorhanden sind, so thun die Begleiter der Braut keinen Schritt, sie sind im Stande auf dem halben Wege wieder umzukehren, wenn ihnen nicht recht aufgewartet wird. Sobald sie sich der Stadt nähern, halten sie still, worauf des Bräutigams Leute und Freunde sich mit ihnen vereinigen, und ihre Freude durch Geschrei, Trinken, Schießen aus Flinten und Jauchzen bezeugen.

Ein altes Weib nimmt alsdann die Braut auf den Rücken, und diese ist mit einem feinen Tuche bedeckt, denn von diesem Augenblicke an darf sie bis zur Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson gesehen werden. Auf den Weg werden Matten hingebreitet, damit die Füße der Person, welche sie trägt, nicht die Erde berühren dürfen, und so wird sie unter beständigen Freudenbezeugungen, von beiderseitigen Freunden begleitet, in die Wohnung ihres Bräutigams getragen. Auf den Abend begibt er sich in die Brautkammer. Meint er alsdann, er sei nicht der erste, der ihre Gunst genießt, so verläßt er sie sogleich, und so bald ihre Verwandten dies erfahren, entfernen sie sich den Augenblick, heulend und schreiend vor Schaam und Bestürzung. Ist er aber zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht bei ihr. Ihre Verwandten bezeugen alsdann große Freude und ziehen mit den Zeichen ihrer Jungferschaft in wildem Triumphe durch die Straßen. Auf jeden dieser beiden Fälle hat der Bräutigam die Freiheit, die Braut zurückzuschicken; sollt' ers aber thun, so muß er auch die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den Bullams, Bagoes und Timmaneys ist es sehr gewöhnlich, daß ein Mann seine künftige Gattin, wenn sie noch ein kleines Kind ist, zu sich ins Haus nimmt und sie bei sich erzieht. Bei dieser Gelegenheit muß er, nach Beschaffenheit seines Vermögens, des Mädchens Eltern ein Geschenk machen, welches man Wein für dasselbe abziehen, heist; sollte aber dem Kinde vor Vollziehung der Heirath übel begegnet werden, so haben die Eltern das Recht, es zurückzufodern, wenn sie den Wein wieder herausgeben. Schickt aber der Mann seine künftige Braut zurück, so müssen sie selbige zwar annehmen, sie behalten aber den Wein.

Aus diesen Umständen sollte man schließen, die Keuschheit müsse hier in hohem Werthe seyn, in der That aber dauert sie nur bis zur Verheirathung: denn es wird einer verheiratheten Frau als eine sehr große Unhöflichkeit und als Mangel guter Lebensart ausgelegt, wenn sie die Anträge eines Liebhabers abweiset, und ob sie gleich weiß, daß, wenn die Sache herauskommt, sie eine harte Strafe zu erwarten hat, so leidet doch ihr guter Name nicht im geringsten darunter.

Beinahe

Beinahe jede verheirathete Frau hat nach der Landessitte ihren Yangih Kamih, oder Cicisbeo, dem sie selbst den ersten Antrag macht. Sie gibt sich auch wenig oder gar keine Mühe, diesen Umgang geheim zu halten, und der Mann sieht sich oft genöthigt zu schweigen, wenn er sich nicht schlimmen Folgen aussetzen will, denn obgleich die Landesgesetze gegen Ehebruch sehr scharf sind, so erfordert es doch ein großes Ansehen, sogar unter den Eingebohrnen selbst, sie in Ausübung zu bringen. Doch ist zu bemerken, daß dergleichen Liebschaften meist nur unter den Vornehmern, die eine große Menge Weiber haben, gewöhnlich sind, geringere lassen sich gewöhnlich mit einer, höchstens zweien, begnügen. Ein besonderer Umstand bei den geheimen Liebesverständnissen der Weiber hier zu Lande darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Eine Frau versucht nemlich nie ihren Mann in Rücksicht der Rechtmäßigkeit seiner Kinder zu hintergehen, sondern sie gesteht vor der Niederkunft immer, wer Vater zu ihrer Leibesfrucht ist. Wünscht aber ein Mann, von einem geliebten Weibe Kinder zu haben, so nöthigt er sie, (oft

thun sie's auch freiwillig,) anzugeloben, daß sie eine gewisse Zeit lang sich alles fremden Umgangs enthalten will. Sollte sie nun während dieser Zeit, entweder durch Gewalt, oder durch Ueberredung bewogen werden, ihr Angelöbniß zu brechen, so gesteht sies ihrem Ehemanne gleich, und beide Schuldige müssen sich einer sehr schimpflichen Strafe unterwerfen, werden nachher beständig für ehrloß gehalten und mit Verachtung angesehen.

Ihre Todten verscharren die Eingebohrnen in die Erde, wie die Europäer, und dies gewöhnlich entweder des Morgens oder des Abends. Hierbei aber beobachten sie die sonderbare Ceremonie, den Leichnam zu befragen, welches wohl eine besondre Beschreibung verdient.

Sobald der Begräbnißtag angesetzt ist, wird der Verstorbene anständig in ein weißes Tuch gehüllt, auf eine ofne Baare gelegt und von sechs jungen Leuten auf dem Kopfe nach dem Begräbnißplatze getragen, welcher allemahl in einem Gebüsche außerhalb der Stadt ist. Ob die Träger männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn sollen, hängt ganz von der Wahl

des Todten ab, der, wie die Eingebohrnen steif und fest glauben, durch seine Bereitwilligkeit oder sein Widerstreben sich von der Stelle bringen zu lassen, deutlich zu erkennen gibt, ob ihm die Träger anständig sind oder nicht. Sobald sie auf dem Begräbnißplatze angekommen sind, stellt sich ein Freund oder Verwandter des Verstorbenen in eine Entfernung von fünf bis sechs Schritten, einen grünen Zweig in der Hand haltend, vor die Bahre hin, und redet ihn auf folgende Art an: „Du bist nun ein Todter, — „du weißt, daß du nun nicht länger lebst und „wie unser einer bist. — Du weißt, daß „dich der allmächtige Gott auf die Stäbe, (d. „h. die Bahre) gelegt hat, und daß du die „Wahrheit antworten mußt.“ Alsdann fragt er ihn, was die Ursache seines Todes war, ob er seinen Tod vorher gewußt habe, oder, ob er durch Zauberei oder Gift verursacht worden; denn sie glauben allgemein und gewiß, daß Niemand stirbt, ohne es vorher zu wissen, es sei denn, daß sein Tod durch Zauberei oder Gift, oder durch mächtigere Amulete als die waren, welche der Verstorbene trug, veranlaßt worden.

Bejaht der Leichnam eine der ihm vorgelegten Fragen, so wird solches dadurch angezeigt, daß er die Träger durch eine Gewalt, der sie, wie sie sagen, zu widerstehen nicht vermögend sind, verschiedene Schritte vorwärts treibt. Die Verneinung aber gibt er durch eine rollende Bewegung, die sie, wie sie ebenfals behaupten, nicht verhindern können, zu erkennen. Entsteht durch das gegebene Zeichen ein Verdacht, daß sein Tod durch Gift oder Zauberei verursacht worden, so fahren sie fort, ihn zu befragen, wer der Schuldige sei, und nennen verschiedene Leute her, von denen sie glauben, daß er ihm bei Lebzeiten nicht gewogen war, und dabei machen sie immer mit seinen Verwandten den Anfang. Ist es nun einer von diesen, so bleibt der Leichnam eine Weile ruhig, als ob er sich schämte, seine eigenen Blutsfreunde anzugeben, endlich ist er aber doch genöthigt zu antworten. Hierauf wird er genau befragt, ob er auch in der Person gewiß sei. Bejaht er dies, so wird er gebeten, nach der Hand, die den Zweig hält, zu schlagen; der, so vor der Bahre steht, hält den Zweig in die Höhe. Sogleich

stößt

stößt der Todte die Bahre fort und schlägt nach dem Zweige. Um die Zuschauer desto mehr zu überzeugen, wird dies zwei bis dreimahl wiederhohlt.

Der Schuldige wird nunmehr ergriffen und wenn er der Zauberei angeklagt ist, ohne weitere Umstände verkauft. War aber der Verstorbene ein vornehmer Mann, und der Beschuldigte ist arm, so geschieht es häufig, daß seine ganze Familie mit ihm zugleich verkauft wird. Schreibt aber der Verstorbene seinen Tod dem Gifte zu, so wird der Verbrecher bis zu weiterer Untersuchung aufbewahrt, kömmt aber, ob dies gleich gewissermassen von seinem freien Willen abhängt, selten mit dem Leben davon.

Nachdem die Leiche ins Grab gesenkt worden, das mit Matten umhängt ist, und die besten Kleidungsstücke und Geräthschaften des Verstorbenen mit hineingeworfen worden, wird der Angeklagte so verwahrt, daß er leicht entkommen kann. Dies soll ihm zu erkennen geben, er habe die Landesgesetze übertreten und sich dadurch um seine Freiheit gebracht. Sobald es finster geworden ist, flüchtet er sich nach der

nächsten Stadt, und sucht um den Schutz des Oberhauptes, der als eine unpartheiische Person angesehen wird, an. Er zeigt ihm an, die Leiche dieses oder jenes Mannes habe ihn der Giftmischerei beschuldigt; er sei aber unschuldig, und bitte, um dies darzuthun, um Erlaubniß, das rothe Wasser *) trinken zu dürfen. Dies wird ihm allezeit erlaubt, und man läßt die Freunde des Verstorbenen hohlen, um Zeugen zu seyn.

Zur bestimmten Zeit wird der Beschuldigte auf eine Art von hohen Stuhle gesetzt, seine Kleider werden ihm ausgezogen, und er wird um die Hüften herum in eine Menge Platanenblätter gewickelt. Dann gibt man ihm in Gegenwart der ganzen Stadt, die sich immer bei solchen Gelegenheiten versammelt, erst ein wenig Cola oder Reiß zu essen, und hierauf trinkt er das vergiftete Wasser. Tödtet es ihn, welches fast

*) Zu bedauern ists, daß der Verfasser nicht sagt, woraus dieses rothe Wasser, das, wie die Folge lehrt, vergiftet ist, bereitet wird.
Ueb.

fast allemahl geschieht, so wird er für schuldig erklärt. Kömmt er aber mit dem Leben davon, nachdem er fünf bis sechs Maaß getrunken, und den genossenen Reiß oder Cola' unverdauet wieder von sich gegeben hat, so wird er für unschuldig erklärt, jedoch nicht eher vollkommen, als bis des andern Tages zur nämlichen Stunde. Während dieser Zeit wird ihm nicht erlaubt, sich durch irgend eine Ausleerung Erleichterung zu verschaffen, und sollt' er durchaus nicht länger halten können, so wird dies für einen eben so starken Beweis, daß er schuldig sei, gehalten, als ob ihn der erste Trunk ums Leben gebracht hätte. Um es auch ganz unmöglich zu machen, daß das Gift unwirksam bleibe, dafern noch etwas davon im Magen seyn sollte, nöthigt man den Beklagten an den, seiner Rettung wegen angestellten, Freudensbezeugungen Theil zu nehmen, und die ganze Nacht mit Singen und Tanzen zuzubringen. Uebersteht er aber diese Probe glücklich, so wird er dadurch freigesprochen und nun höher geachtet als vorher, und bringt einen Palaver oder eine gerichtliche Klage gegen die Freunde des Verstorbenen wegen Verunglim-

pfung seines ehrlichen Namens und widerrechtlich erlittenen Arrest an, worauf denn gemeiniglich durch eine der Beleidigung angemessene Bezahlung die Sache abgethan wird.

Antwortet aber der Verstorbene, er habe seinen Tod vorher gewußt, und er sei vorsätzlich gestorben, so fragen sie ihn weiter, was ihn denn bewogen habe zu sterben und sie zu verlassen, ob etwan jemand eine schöne Flinte oder ein schönes Kleid gehabt, daß er nicht auch dergleichen erlangen können, oder ob ihn jemand beleidigt habe, an dem er sich nicht rächen können? In solchen Fällen aber können sie Niemanden deswegen etwas anhaben.

Bisweilen ereignet es sich, daß der Todte jemanden beschuldigt, ihn durch Zauberei ums Leben gebracht zu haben, den sie entweder seines hohen Alters oder seiner Familie und Verbindungen wegen, nicht verkaufen können, weil dies für die Seinigen ein Schimpf seyn würde. In solchem Fall wird der Beschuldigte, nachdem seine Strafbarkeit erwiesen worden, nach einem Felde außerhalb der Stadt geführt und genöthigt, sich sein eignes Grab zu machen.

Hier-

Hierbei verspotten ihn die Dabeistehenden, die ihn bewachen müssen, und sagen öfters zu ihm: „Du gehst mit dem Tode um, und kannst an„dre Leute ums Leben bringen, nun must du ihn „selbst kosten.“ Er fährt aber dem Anschein nach ganz gelassen mit seiner Arbeit fort und antwortet: „ja, es ist wahr, ich habe den und den „getödtet und noch viele andre mehr, und wenn „ich länger leben könnte, ich wollte noch weit mehrere ums Leben bringen.“ Während solcher Reden mißt er oft die Länge und Breite der Grube mit seinem Leibe. Sobald man dieselbe nun für tief genug hält, muß sich der Missethäter mit dem Gesichte gegen dieselbe gekehrt, unten hinstellen, und einer, der hinter ihm steht, gibt ihm einen heftigen Schlag ins Genicke, daß er aufs Gesicht in die Grube stürzt. Denn wird etwas lockre Erde auf ihn geworfen und ein spitziger Pfahl von hartem Holze ihm durch den Leib getrieben, der ihn im Grabe annagelt. Das Loch wird hierauf mit Erde ausgefüllt und seines oder ihres Namens wird nicht weiter gedacht.

Obgleich die vorbeschriebenen Ceremonien beständig beobachtet werden, so sind sie doch bei jedem Stamme verschieden. Die Suzees tragen nemlich die ganze Leiche, die Timmaneys und Bullams hingegen nur die Kleider, die der Verstorbene im Tode anhatte, und die Nägel von seinen Händen und Füßen, die sie gleich, nachdem er verschieden ist, abschneiden, und von denen sie glauben, daß sie eben die Kraft haben, die vorgelegten Fragen zu beantworten, als der ganze Körper, worin sie denn gewiß Recht haben.

Das geheime Einverständniß unter den handelnden Personen ist bei dieser sonderbaren Ceremonie so in die Augen fallend, daß mirs unbegreiflich ist, wie das gemeine Volk bis jetzt noch nicht hat darauf aufmersam werden können, obgleich dieser Gebrauch schon seit undenklicher Zeit eingeführt ist.

Wie man mir gesagt hat, soll es in den innern Gegenden des Landes so gewöhnlich seyn, bei jeder unbedeutenden Veranlassung rothes Wasser zu trinken, daß es für die Bevölkerung des Landes sehr traurige Folgen habe; man

habe

habe daher auf ein Mittel gesonnen, diese Gewohnheit, wenn auch nicht ganz abzuschaffen, da der gemeine Mann, und besonders die Weiber, von ihrer Untrüglichkeit sehr eingenommen sind, doch wenigstens seltener zu machen.

Das Mittel, welches sie ausfindig gemacht, ist dieses. Wenn jemand das rothe Wasser trinken soll, so versammeln sich die Freunde beider Parteien völlig bewafnet, wie auf einem polnischen Reichstage, und in dem Augenblicke, da das Gift anfängt zu wirken, entweder zum Brechen oder zum Tode, greiffen die Freunde des Beschuldigten die andre Partei an, entweder um seinen Tod oder seine gekränkte Unschuld zu rächen.

Die mehresten unaufgeklärten Nationen glauben zwar an Zauberei und Hexerei; nirgends aber ist dieser Glaube herrschender, als unter den Bewohnern dieses Landes. Sie glauben, daß alle Dinge dem Einfluß derselben unterworfen seyn, und jeden Vorfall im Leben schreiben sie dieser Ursache zu. Selbst die Ausbrüche ihrer zuweilen teuflischen Gesinnungen entschuldigen sie, indem sie solche für die Gewalt

der Hexen über sie ausgeben. Hiervon hab' ich nur kürzlich ein außerordentliches Beispiel erlebt.

Ein Mann von einigem Ansehen, aber von sehr bösem Karakter, hatte in Abwesenheit seines Schwiegersohns an einigen seiner Leute die abscheulichsten Grausamkeiten verübt. Sehr besorgt, es möchte bei jenes Zurückkunft üble Folgen für ihn haben, ließ er einer von seinen Töchtern ein tödtliches Gift beibringen, und unter den Qualen, die ihr dasselbe verursachte, ward sie durch das Versprechen, ihr Hülfe und Linderung zu verschaffen, beredet, das Geständniß zu thun, sie hätte gehext, um ihrem Vater den Kopf zu verderben, damit er solche böse Dinge thäte. Damit es ihr aber nie einfiele, ihre Aussage zu wiederrufen, sorgte er dafür, daß sie wenig Tage nachher zur Ruhe kam.

Wird jemand beim Baden oder im Schwimmen von einem Krokodil gefressen, oder es kömmt ein Leopard unter ihre Schafe oder Hüner, oder es wird jemand plötzlich krank, oder stirbt plötzlich, oder wird von einer ihnen unbekannten Krankheit befallen, gleich schreiben sie dies der Zauberei zu, und es ist ein sehr seltener Fall,

das

daß ihre Wahrsager, die sie bei solchen Gelegenheiten befragen, nicht diesen oder jenen als den Hexenmeister angeben, den sie alsdann verkaufen.

Ihr Glaube an die Kraft der Amulete, die sie, wie ich schon gesagt habe, Griggories *) nennen, ist ganz unbegränzt. Diese bestehen aus Stückchen Ziegenfell, entweder mit den Haaren, oder wie Saffian zugerichtet, in allerlei Gestalten und Größen geschnitten, von der Größe eines englischen Schillings bis zu der eines Schaafherzens, und auch von eben der Gestalt, und mit einem gewissen Pulver ausgestopft und Stückchen Papier drein, auf denen arabische Sprüche aus dem Koran geschrieben sind. Diese tragen sie um den Hals, die Hüften, die Beine und Arme gebunden, und zwar in solcher Menge, daß ein Mann, der damit völlig ausgerüstet,

*) Auf dergleichen Amulete halten auch andre Negernationen, als die Akraer, Krepeer, Fidaher sehr viel. Sie nennen sie Fetische, und behängen sogar Schafe und Hunde damit, weil sie dieselben vor Krankheiten bewahren sollen. S. Isert, S. 37. 135. Ueb.

rüstet, zu Felde zieht, daran und an seiner Flinte genug zu schleppen hat.

Jedem Griggory ist sein besondres Geschäft angewiesen; eins soll festmachen, ein andres vor Gift, ein drittes vor Feuer, ein viertes vorm Ertrinken bewahren. Geschiehts nun aber doch, daß einer getödtet wird, oder verbrennt, oder ersäuft, so sagen sie blos, sein Griggory sei nicht so kräftig gewesen, als der Person ihrer, die an seinem Tode schuld ist. Dies versteht sich aber blos, wenn jemand im Kriege gegen seine Landsleute umkommt, denn sie geben zu, daß sie keine Griggorys haben, dadurch sie sich gegen grobes Geschütz und Feldstücke fest machen können.

Von ihren Griggory-Männern wißen sie eine Menge wunderbarer Geschichten zu erzählen, davon ich nur ein Paar anführen will, um ihre erstaunende Leichtgläubigkeit recht ins Licht zu setzen. — Sie erzählen unter andern, ihre Zauberer gingen mit fliegenden Haaren ins Waßer, blieben nur eine halbe Stunde unter demselben, und kämen alsdann mit völlig troknem Haar, sehr nett nach Landesmode geflochten,

wie.

wieder herauf. — Um Diebstahl oder Ehebruch zu entdecken hätten sie folgendes Mittel. Sie legten etwas Rinde von einem gewißen Baume in einen kleinen irdenen Topf, gößen ihn voll Waßer und setzten ihn ans Feuer. Nachdem es nun eine Zeitlang gekocht hat, wirft der Zauberer einen kleinen Stein hinein, und nimmt ihn zwei bis dreimahl wieder heraus, um die Zuschauer zu überzeugen, daß er nichts von dem heißen Waßer leidet. Hierauf befiehlt er dem Beklagten, den Stein herauszunehmen. Ist er nun unschuldig, so brennt ihn das Waßer nicht, geschieht es aber, so ist er schuldig, und dies ist gemeiniglich der Fall, wenn Weiber wegen Ehebruch sich dieser Probe unterwerfen müßen.

Ein anderes, eben so **wirksames** Mittel ist folgendes. — Der Zauberer gießt ein zinnernes Becken, oder eine kupferne Pfanne voll Waßer. Dann steckt er zwei Stecken an jeder Seite derselben in die Erde, zieht von einem zum andern eine dünne Schnur, und knüpft in der Mitte derselben einen Zwirnsfaden an, an deßen Ende ein Pfefferkorn so hängt, daß es

grade das Waßer berührt, aber nicht hineintaucht. Alsdann tunkt er die Finger ins Wasser und sprützt es dem Beklagten ins Gesicht. Ist dieser schuldig, so überzieht sogleich ein weisses Häutchen seine Augen, beraubt ihn des Gesichts und verursacht ihm die heftigsten Schmerzen. Ist er aber unschuldig, so hat es keine Wirkung. Hat alsdann der Beschuldigte bekannt, so taucht der Zauberer wiederum die Finger in daßelbige Waßer, sprützt es ihm wieder ins Gesicht und den Augenblick ist er von allen Schmerzen und von seiner Blindheit befreit. Diese Dinge gehen jeder Zeit bei hellem Tage, in Gegenwart einer Menge Volks vor, und was das sonderbarste ist, der Beschuldigte kann einen Bevollmächtigten schicken, an dem die Probe gemacht wird. Diese Zauberer geben auch vor, sie könnten zukünftige Dinge vorhersagen, indem sie Sand oder Steine in die Luft würfen.

Ein angesehener europäischer Handelsmann, der beinahe dreißig Jahr auf dieser Küste gewohnt hat, und sonst ein vernünftiger Mann ist, sagte mir einmahl ganz im Ernste, er habe ehedem darüber gedacht, wie ich: er hätte aber seit-

dem

dem so viele erstaunende Beispiele von ihrer Kunst gesehen, daß er nicht länger daran zweifeln könne.

Bei den meisten rohen Nationen ist es gewöhnlich, daß die Heilkunde von Priestern oder Zauberern betrieben wird, hier zu Lande aber geben sich die alten Weiber mit ihr ab, und verrichten oft wirklich erstaunende Kuren; besonders bei äußerlichen Schäden, die sie blos mit Kräutern heilen, deren es in den Wäldern und auf den Feldern eine große Menge giebt.

Die häufigsten Krankheiten unter den Eingebohrnen sind Wechselfieber und der Waßerbruch. Letztern will man dem zu häufigen Gebrauch des Palmweins und dem Uebermaaß in der Liebe zuschreiben. Die Lustseuche findet sich ebenfalls oft, aber ohne jene schrecklichen Zufälle, die sie oft in Europa begleiten, und ist hier jederzeit leicht zu heilen. Auch kann man ihnen nicht begreiflich machen, daß sie aus unreinem Beischlaf entstehe. Die Kinderblattern sind hier ebenfals endemisch, doch an der Küste nicht so häufig, als im Innern des Landes.

Ich schließe mit den besten Wünschen für ihr Wohlbefinden und bin ꝛc.

Sieben-

Siebenter Brief.

Sierra Leone, den 15. Febr. 1787.

Theurester Freund,

Ihren letzten Brief hab' ich eher, als Sie's vielleicht glauben, erhalten, denn er ist von dem Datum desselben an, gerechnet, nicht långer als fünf Wochen unter Weges gewesen. Der Auftrag, den Sie mir ertheilen, Ihnen über gewiße Dinge Licht zu geben, dient mir zu einem angenehmen und überzeugenden Beweise Ihres Zutrauens und ihrer Achtung. Ich werde daher auch nicht unterlaßen, in diesem Briefe zuförderst Ihre erste Frage, den gegenwärtigen Zustand und die Art des Handelsverkehrs mit Afrika betreffend, so gut ichs vermag, zu beantworten.

Die ursprünglichen Entdecker der ganzen afrikanischen Küste waren die Portugiesen. Daher führen auch die meisten Handelsplåtze noch gegenwärtig die Namen, die ihnen die ersten Abentheuer gaben. Sie legten auch eine Menge wichtiger Niederlaßungen an, von denen noch

Spu-

Spuren vorhanden sind, die eben so sehr von der Dauerhaftigkeit der dazu angewendeten Baumaterialien, als von den vortreflichen Lagen zeugen, denn diese waren unstreitig damahls, und sind noch, die bestmöglichsten, die man zum Handel nur wählen konnte. Die einzigen Niederlaßungen, die sie auf der Küste von Afrika jetzt noch besitzen, sind Loanga, St. Pauls, Baßuh und ein kleines Fort zu Fidah *). Von dem ersten dieser Orte, der ihre Hauptniederlaßung ist, schicken sie viele Sklaven nach Brasilien.

Als der afrikanische Handel noch in seiner Kindheit war, machten Gold, Elfenbein, Wachs, allerhand Gummata, Strausfedern und allerhand Holzarten, sowohl zur Färberei, als zu medicinischem Gebrauch, die Haupthandelsartikel des Landes aus, und man gab dafür Glaskorallen, grobe wollene Zeuge, Brantwein, und allerhand schlechte und wohlfeile Sachen

*) Von den Engländern Whydah und von den Franzosen Juda genannt. Ueb.

zum Putz von Meßing und Eisen. Nur erst nachdem die Europäer sich in Westindien niedergelaßen hatten, wurden Sklaven ein Handelsartikel.

In dem Maaße als Westindien angebauet wurde, nahm die Nachfrage nach Sklaven zu, weil man fand, daß sie zu den dortigen Arbeiten beßer taugten, als die Europäer, und auch mit weit geringern Kosten zu haben waren. Die Engländer und Franzosen waren die ersten, welche die Inseln unter dem Winde, die nur von den Spaniern, ihren ersten Entdeckern, besucht worden waren, zu bebauen anfingen, und sonach auch die ersten, die den Handel nach Afrika mit den Portugiesen theilten. Die nachfolgenden Kriege dieser Nation mit den Holländern und der Umstand, daß sich nunmehr auch andre europäische Nationen hierher wagten, entzog ihnen bald den größten Theil des Handels, und die Menge der Mitbewerber gab ihm eine ganz veränderte Gestalt. Die Eingebohrnen machten sich die Hitze und die Begierde der verschiedenen Abentheuer, es einander zuvorzuthun, zu nutze und schlugen mit ihren Waaren

auf-

auf. Sklaven und andre Landesprodukte, die man ehedem gegen einige wohlfeile und geringe Waaren eintauschte, konnte man nun nicht mehr bekommen, ohne ein weitläuftiges und kostbares Sortiment von Zeugen, Schießgewehren, Pulver, Schrot, eine Menge verschiedener Glaskorallen und Silberzeug mitzubringen, und bald nachher ward der ganze Handel fast eben so eingerichtet, wie er noch jetzt geführt wird. Gewohnheit hat nachdem bestätigt, was anfangs Laune erfand, indem fast jeder besondre Bezirk in Afrika eine eigne Wahl der Waaren, besonders in Waffen Glaskorallen, und Zeugen, verlangt, und auch den Handelsartikeln besondre Benennungen des Werths beigelegt werden. So wird vom Senegalfluße bis zum Cap Mount, der Werth der Waaren nach Barren berechnet, welches daher der **Barrenhandel** genannt wird; vom Cap Mount bis zum Cap Palmas wird nach Stücken gerechnet, und heist der **Stückhandel**; vom Cap Palmas längst der Goldküste bis Fidah nennt man es **Ackeys**; von dort bis Benin **Pawns**; und von Benin, nach Bonny, Neu und Alt

Kalabar, Kamaruhns und Gabuhns *), Kupfer **).

Ver-

*) Ein großer Fluß 200. Meilen südostlich vom Rio Volta, unter dem Aequator. Isert, S. 130. Ueb.

) Daß der Handelsverkehr der Europäer mit den Negern in Guinea in lauter Tauschhandel besteht, ist eine bekannte Sache. Hierbei aber bedient man sich allemahl einer gewißen Waare von einem festgesetzten Werth, welche zum Maaßstabe dient, den Werth der zu tauschenden Waaren darnach zu bestimmen. Der **Barrenhandel ist der bekannteste und hat seine Benennung von einer Barre oder Stange Eisen von bestimmter Länge, Dicke und Werth. Hiernach wird denn in vielen Gegenden gehandelt, da denn so und so viel Barren Eisen für einen Sklaven, u. s. w. gerechnet werden. — Unter Pawns, — aus dem Spanischen Pannos ein Lappen, von den Franzosen Pagnes, von den Holländern Pantjes genannt — werden, 3 — 5 Ellen lange, aber schmale Stücken baumwollene oder seidene Zeuge, (die oft

Vermuthlich lieferte die Küste anfänglich alle Sklaven, die an die Europäer verkauft wurden. Allein die beständige und immer stärkere Nachfrage nach denselben, von dem Augenblicke an, da sie in Amerika eingeführt wurden, nöthigte die Eingebohrnen bald, sich nach dem Innern des Landes zu wenden, und jetzt werden viele Sklaven sehr weit hergebracht.

Die Art zu handeln und sich Sklaven zu verschaffen, ist an den meisten Orten ungemein

oft so fein und kostbar sind, daß nach Iserts Versicherung, S. 141. ein solches Stückchen Zeug zuweilen gegen 50. Thaler zu stehen kommt,) verstanden, deren sich die Negern zu ihren Leibgürteln oder Unterkleidern bedienen. Und nach solchen Pantjes oder Pawns wird in vielen Gegenden von Guinea der Werth der andern Waaren angeschlagen. Vom Stückhandel findet man einige, obzwar nicht völlig befriedigende, Belehrung in Ludovici's Kaufmanns-Lexicon. Lpz. 1767. Art. Malimbo. Vom Ackeys- und Kupferhandel hingegen haben wir nirgends etwas erklärendes finden können. Ueb.

verschieden. Da ich mir aber nicht einfallen laßen darf, sie alle zu beschreiben, so will ich mich blos auf das in diesen Gegenden gewöhnliche Verfahren einschränken.

Sobald der Kaufmann mit einer gehörigen Ladung (die für diesen Handelsplatz aus europäischen und indischen baumwollenen und leinenen Waaren, seidenen Tüchern, groben blauen und rothen wollenen Zeugen, Scharlachtuch, groben und feinen Hüten, wollenen gewirkten Mützen, Flinten, Schießpulver, Schrott, Säbeln, bleiernen und eisernen Stangen, zinnernen Becken, kupfernen Keßeln und Pfannen, eisernen Töpfen, mancherlei Eisenwaare, allerhand irdenen und gläsernen Waaren, Kuffern mit rauchem und mit vergoldetem Leder beschlagen, Glaskorallen von verschiedenen Sorten, silbernen und goldenen Ringen und Galanteriewaaren, Papier, grober und feiner gewürfelter Leinwand, leinenen Manschettenhemden und Mützen, englischem und fremdem Brantweine und Tobak besteht), an der Küste ankömmt, schickt er seine Boote gehörig ausgerüstet, nach den verschiedenen Flüßen aus, und sobald diese an dem Handelsplatze ankommen,

wen-

wenden sie sich sogleich ans Oberhaupt des Orts, machen ihm ihre Absicht bekannt und ersuchen ihn um seinen Schutz, indem sie ihn bitten, entweder selbst ihr Wirth zu seyn, oder einen zuverläßigen Mann zu ernennen, der sich nicht nur für die Sicherheit der Fremden und ihrer Waaren, sondern auch für die Wiedererstattung des geliehenen Geldes, (wenn nämlich dieses mit seinem Vorwißen und Gutheißen geschehen ist), verbürgt. Sobald dieses Geschäft geendigt und gehörige Geschenke gemacht worden, (denn ohne diese wird nichts ausgerichtet), fängt der Handel an, indem man entweder dem Eingebohrnen die Waaren auf Kredit gibt, um sie ins Innere des Landes zu verführen, oder den Handel auf der Stelle abwartet. Ersteres ist der geschwindeste Weg, wenn die Waaren in sichere Händel gerathen, lezteres aber ist immer der sicherste.

Wenn die Bewohner der innern Gegenden selbst an die Küste kommen, um mit den Weißen zu handeln, sind sie verbunden, sich an die Einwohner der Dörfer zu wenden, wo die Faktoreien sind. Diese sind ihre Mäkler und Dolmetscher.

 Wenn

Wenn ein Sklave zum Verkauf gebracht wird, so wird er erst sorgfältig untersucht, ob er keinen Fehler oder Gebrechen an sich hat. Wird er gut befunden, so wird man um den Preiß, oder um so viele Barren einig, und es werden dem Verkäufer so viele Kiesel- oder andre Steine gegeben, um damit zu zählen. Alsdann werden ihm die Waaren Stück für Stück überliefert, und bei jedem muß er eine gewiße Anzahl Steine nach dem angegebenen Werth eines jeden wiedergeben, und die Eingebohrnen sehen immer darauf, daß sie mit den Waaren anfangen, die sie für die nothwendigsten halten.

Außer dieser Methode, unmittelbar mit den Eingebohrnen zu handeln, pflegen Schiffe, die nur zuweilen hierher kommen, oder die nur eine geringe Anzahl kaufen, mit den auf der Küste seßhaften Weißen, oder mit den dort errichteten Facktoreien zu handeln. Diese nehmen ihnen die Ladung im Ganzen ab und liefern ihnen dafür nach Vertrag, in einer gewißen Zeit Sklaven, Camholz, Elephantenzähne rc.

Aus der großen Anzahl Sklaven, die jährlich ausgeführt werden, und die sich aus diesem

Ort

Ort und den umliegenden Gegenden, Sherbro' und den Rio Nonunes mit eingeschloßen, alle Jahr auf 3000 belaufen, sollte man auf die Vermuthung gerathen, das Land müßte mit der Zeit entvölkert werden; allein das bemerkt man nicht, und nach allen Nachrichten, die wir von den Eingebohrnen selber, die ins Innere des Landes reisen, haben einziehen können, ist daßelbe außerordentlich volkreich. Auf welche Weise aber eine solche Menge Sklaven aufgetrieben wird, ist ein Umstand, den wie ich glaube, noch kein Europäer vollkommen hat ergründen können.

Die besten Nachrichten, die ich darüber habe sammeln können, geben folgende Aufklärung. Eine große Menge sind Kriegsgefangene, und werden von den schwarzen Sklavenverkäufern zu funfzigen und zu hunderten an die Küste gebracht. Viele werden der Zauberei und andrer wirklichen oder angeschuldigten Verbrechen wegen verkauft, und im Lande für europäische Waaren und Salz eingehandelt, welches leztere von den Eingebohrnen so geschäzt und so eifrig gesucht wird, daß, wenn sie keine

Sklaven zu verkaufen haben, sie Weiber, Kinder, und alles, was ihnen lieb ist, weggeben, um es zu erhalten. Daher ist Salz beständig ein Handelsartikel zum Sklavenkauf im innern Lande. Demungeachtet verstatten die Küstenbewohner nicht, daß es in europäischen Schiffen eingeführt werde, weil dies dem Absatze des einzigen Artikels zum inländischen Handel, den sie selbst verfertigen, nachtheilig seyn würde.

Sowohl der gegenwärtige Gebrauch, als die vom Vater auf den Sohn fortgepflanzte Landestradition von ältesten Zeiten her, laßen uns vermuthen, daß die Gewohnheit, Sklaven zu machen, zu kaufen und zu verkaufen, lange zuvor, eh wir etwas von Afrika gewußt haben, in diesem Welttheile eingeführt war. Tod oder Sklaverei waren in vorigen Zeiten, und sind jetzt noch, die Strafen für beinahe jedes Verbrechen, auch jeder Kriegsgefangene ward entweder ums Leben gebracht, oder zum Sklaven gemacht; auch hing das Schicksal der Gefangenen sehr von der Jahreszeit ab, und ob man ihrer Dienste benöthigt war. Wurden sie gefangen, nachdem

dem die Erndte vorbei war, so schenkte man ihnen selten das Leben. Die man aber vor Anfang der Reiszeit zu Gefangenen machte, erfuhren ein andres Schicksal, und man ließ sie am Leben, um die Reisfelder zu bestellen, und nach der Erndte wurden sie an die längst der Küste hin wohnenden Stämme verkauft, die kein andres Mittel hatten, Sklaven zu bekommen, als durch Kauf, oder sie wurden als Arbeitssklaven behalten, und mußten beständig an einem Orte bleiben. So war die alte Sitte des Landes beschaffen, und noch bis auf den heutigen Tag ist es nicht viel anders, denn sie verkaufen selten ihre neuen Sklaven, als bis der Reis ausgesäet oder bis er eingeerndtet ist. Daher läßt sich, wie ich glaube, sicher der Schluß machen, daß, obgleich die Europäer wegen des Eifers womit sie diesen Handel betreiben, in so fern zu tadeln sind, daß sie dadurch den Geiz einzeler Personen unter den Eingebohrnen rege gemacht und sie, um Sklaven zu schaffen, zu gesetzwidrigen Handlungen verleitet haben; so kann doch die Sklaverei in einem Lande, wie Afrika, das aus einer erstaunenden Menge kleiner unabhängiger

Staaten besteht, die in beständigen Kriegen mit einander begriffen und keiner rechten Oberherrschaft unterworfen sind, wo das Volk von einer rachsüchtigen boshaften Gemütsart ist, und wo die Gesetze jeden um des geringsten Vergehens willen, zur Sklaverei verdammen, nie abgeschaft werden. Als während des lezten Kriegs zwischen England und Frankreich die Schiffe die Küste nicht, wie gewöhnlich, besuchten, und keine Waaren vorhanden waren, Sklaven, die man nach der Küste gebracht hatte, zu kaufen, ließen die schwarzen Sklavenverkäufer viele derselben verhungern und sagten dabei, sie würden nicht eher wiederkommen, als bis die Schiffe angelangt wären. Auf Befragen, was die inländischen Völker unterdeßen mit ihren Sklaven anfangen würden, gaben sie zur Antwort: „sie werden ihnen die Gurgel ab„schneiden, wie sie zu thun pflegten, ehe die „weißen Leute nach diesem Lande kamen.“ Und glaubwürdige Leute haben mich versichert, daß, so schrecklich dies auch klingt, es gleichwohl sonst häufig zu geschehen pflegte. Es wird nöthig seyn, der obigen Nachricht eine kurze Beschreibung

bung des gegenwärtigen Zustandes der Sklaverei in Afrika beizufügen.

Unter den Suzees, Bullams, Baguhs und Timmaneys, sind zum wenigsten drei Viertel der Einwohner Sklaven, und bei den Mandingoes eine noch weit größere Anzahl. Es ist gar nichts ungewöhnliches, wenn ein Oberhaupt 2 — 300. Sklaven beiderlei Geschlechts besitzt, ohne sein freies Gesinde zu rechnen, das ebenfals sehr zahlreich zu seyn pflegt. Unter den Mandingoes gibt es sogar einige Vornehme, die 700 — 1000 Sklaven haben, und diese wohnen, von ihren Herrn abgesondert, in ihren sogenannten Sklavenstädten. Diese Leute kennen und fühlen ihre Lage, denn sie werden zur verächtlichsten und härtesten Arbeit gebraucht. Man muß aber einen Unterschied machen zwischen dem das Feld bestellenden, und dem Hausſklaven. Ersterer ist gleichsam an das Land gebunden, und er wird nicht beßer geachtet als das Thier, das den Acker bauen hilft. Letzterer aber wird gewißermaßen als Glied der Familie betrachtet, er nimmt seines Herrn Namen an, und nennt ihn Vater.

Gleich-

Gleichwohl werden solche Hausßklaven als Arbeiter oder Matrosen, nicht allein an Europäer, die sich dort niedergelaßen haben, oder zum Handel hinkommen, sondern auch an Einheimische vermiethet, und der Herr empfängt den Lohn für ihre Arbeit. Sie müßen auch ihre Herrn in ihren Feldzügen und räuberischen Streifereien begleiten, und aus dieser Ursache verändern sie nicht selten ihre Herrschaft. Man erzählt von den nordamerikanischen Wilden, daß wenn einige von ihnen im Kriege gefangen, und durch Aufnahme in eine andre Familie vom Tode errettet werden, sie sich sogleich als einen Theil von dem Stamme, in deßen Hände sie gefallen sind, betrachten, und schon Tages drauf mit eben dem Eifer gegen ihre vormahligen Freunde zu Felde zu ziehen pflegen, als ob sie dieselben nie gekannt hätten, und unter ihren neuen Verwandten gebohren und erzogen wären.

Dies ist beinahe eben der Fall mit dem afrikanischen Sklaven, wenn er im Gefecht gefangen, oder von seinem Herrn verkauft wird, denn es geschieht höchstselten, daß einer den Dienst eines neuen Herrn aus Liebe zum Alten verlassen

sen sollte, er müßte denn ganz unmenschlich behandelt werden. Da er als Sklave gebohren wird, so hat er von einem andern Zustand keinen Begriff, und es ist ihm gleichgültig, ob er das Eigenthum dieses oder jenes Herrn ist, wenn er nur hinlänglichen Lebensunterhalt bekömmt.

Zu zweifeln ist nicht, daß bei einem Sklaven ganz andre Ideen rege werden müssen, wenn er an jemand von seiner eignen Nation und Farbe, und wenn er an einen Europäer, verkauft wird. Im ersten Fall söhnen ihn die Gewohnheiten und Sitten seines Landes bald mit der Verändrung aus. Im leztern aber stellt er sich vor, der Europäer habe ihn gekauft, entweder um ihn seinem Gott zu opfern, oder ihn zu verzehren *), und ich habe einige von diesen

*) Auch Isert S. 306. bezeugt dieses, und führt verschiedene der schauerlichen Sagen an, die unter diesen Armen von dem in Amerika ihrer wartenden Schicksale herumgehen. So fragte ihn einst ein Neger im ganzen Ernste, ob seine Schuhe nicht aus Negerleder gemacht wären, weil sie schwarz aussahen, wie seine Haut.

diesen Unglücklichen gesehen, die aus banger Erwartung des ihnen bevorstehenden Schicksals eine Zeitlang in eine starre Unempfindlichkeit verfielen, bis sie durch freundliche Begegnung und durch die Mühe, die man sich gab, ihnen begreiflich zu machen, zu welcher Absicht man sie gekauft habe, die Eindrücke der Furcht nach und nach geschwächt wurden. Andre weigerten sich hartnäckig irgend einige Nahrung zu sich zu nehmen, dagegen wiedrum andre von muthigerm Geiste den Weißen mit Erstaunen, aber ohne Furcht, betrachteten, seine Haut mit der ihrigen verglichen, ihm die Brust entblößten und fühlten, ob die Haare auf seinem Kopfe angewachsen wären oder nicht *), wobei sie denn oft

über

Haut. Sie glauben, die Weißen fressen sie, und machen aus ihren Knochen Schießpulver. Ueb.

*) Als eben angeführter Hr. Iseet auf einer Reise in die innern Gegenden von Guinea an einen Ort kam, wohin nie ein Weißer gekommen war, und er einmahl vor einer Menge Volks etwas aß, schrie der ganze Haufen: „Seht doch! der Weiße kann auch essen!“ S. dessen Reise S. 296. Ueb.

über den Kontrast und das, nach seinen Gedanken, poßierliche Ansehen des Fremden in ein Gelächter ausfallen.

Wenn wir von unsern Empfindungen auf Andrer ihre schließen, sollten wir auf die Vermuthung kommen, die Verbindung, die in jedem Zustande zwischen beiden Geschlechtern, wo sie beisammen leben, nothwendig herrscht, müsse ihnen die Trennung schmerzhaft machen: allein so ist es nicht, denn die Leichtigkeit, womit sie neue Verbindungen eingehen, und der Gedanke, daß ihre Kinder nicht ihr, sondern ihrer Herren, Eigenthum sind, tröstet sie bei solchen Gelegenheiten bald.

Ungeachtet nun der Herr eine beinahe unumschränkte Gewalt über das Leben und Eigenthum seines Sklaven hat, so darf er gleichwohl keinen, der in seinem Hause gebohren worden, oder der, wenn er auch gekauft ist, sich ein Jahr lang in demselben aufgehalten hat, verkaufen, ohne ihn eines Verbrechens zu beschuldigen, allein darüber sind sie nie in Verlegenheit.

Die allergemeinste Beschuldigung ist Hexerei, und die Thorheit und der Aberglaube dieser Leute ist so erstaunlich groß, daß wenn einer, er mag nun ein Freier oder ein Sklave seyn, angeklagt wird, er sich gemeiniglich des Verbrechens für schuldig erkennt, das man ihm andichtet. Und wenn auch ein Sklave sich einfallen lassen wollte, seine Unschuld zu behaupten, so würd' es ihm doch nichts helfen, da bei solchen Gelegenheiten sein Herr Kläger und Richter zugleich ist. Ist der Beklagte aber ein Freier, so würde man ihn nöthigen das rothe Wasser zu trinken. Die Aehnlichkeit zwischen dieser Art von Unschuldsprobe und den vormahls in England eingeführten Ordealen ist wirklich sehr auffallend.

Die Mandingoes, welche mit ihren Sklaven äußerst grausam umgehen, hatten es so arg gemacht, daß im J. 1785. diese einen allgemeinen Aufstand erregten. Sie nahmen zu dem Ende die Gelegenheit wahr, da die mehresten streitbaren Männer ins Feld gezogen waren, fielen über die zurückgebliebenen her, schlugen verschiedene todt, und trugen ihre Köpfe auf

Stan-

Stangen gesteckt, als Zeichen des Sieges und der Freiheit vor sich her. Drauf steckten sie den Reiß, der eben zum Hauen reif war, in Brand, welches die Mandingoes in die äußerste Noth brachte. Hierauf zogen sie sich in ihre Städte zurück, verschanzten sich darin und versperrten alle Zugänge ins Land, woher die Mandingoes hätten Hülfe erwarten können, dergestalt, daß ihre vormahls so übermüthigen Herren sich gezwungen sahen, um Frieden zu bitten. Aber ob die Sklaven wieder zum Gehorsam zurückkehren, oder ihre Freiheit behaupten werden, ist noch unentschieden.

Es gibt noch eine Art, wie sie ihre Sklaven benutzen. Sie geben sie nemlich auf eine gewisse Zeit den Schiffen und Faktoreien oder den inländischen Kaufleuten zum Pfande, und wenn sie innerhalb dem festgesetzten Zeitpunkte nicht wieder eingelöst werden, so verfallen sie als Eigenthum an den, dem sie verpfändet wurden. Sollte aber ein solcher Sklave vor, oder selbst nach Verlauf der Zeit, ohne vorher dem, der den Sklaven verpfändete, davon Nachricht zu geben, außer Landes geschickt werden,

so kann man darüber ein Palaver oder Klage erheben.

Es ist sogar allgemein gebräuchlich, daß Eltern von allen Ständen ihre Kinder verpfänden. Alsdann aber tragen sie Sorge *), daß sie

*) Die Weiber in Guinea haben, wie Isert S. 236. sagt, allerdings das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, aber dies geschieht äußerst selten, und ein Vater, wenn er Schulden halber gedrungen wäre, Geld aufzubringen, wird erst alles mögliche versuchen, eh er seine Kinder angreift. Isert führ bei dieser Gelegenheit ein rührendes Beispiel von einem Wettstreite väterlicher und kindlicher Zärtlichkeit zwischen zwei Negern an, die den Herzen unsrer schwarzen Brüder recht viel Ehre macht, und davon er selbst im dänischen Fort Christiansburg Zeuge war. Doch der menschenfreundliche Mann mag es selbst erzählen. „Ein „Agraffi-Neger war, vielleicht durch Unglücks„fälle, in Schulden gerathen, die er nun be„zahlen sollte, und keine Mittel dazu sah. Er „ging zu seinem Gläubiger, und zeigte ihm „an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als

sie dieselben zur rechten Zeit wieder einlösen, oder an dort wohnende Kaufleute oder Faktoreien

„als seinen eigenen Körper, den er verkaufen „könne, wenn er wolle. Der erhitzte Kredi= „tor ging alsbald mit ihm zu unserm Fort „Königstein und verkaufte ihn, wovon er her= „nach mit mehrern Sklaven in der Halskette „nach unserm Hauptfort transportirt wurde. „Hier verblieb er etwan sechs Wochen, bis „das Schiff, womit er nach Westindien ein= „geschifft werden sollte, seine volle Ladung be= „kommen konnte. Während dieser Zeit hatte „sein Sohn den edeln, mehr als kindlichen, „Entschluß gefaßt, seinen Vater aus den Ket= „ten zu erlösen. Die väterliche Zärtlichkeit, „die seinem Vater nicht erlauben wollte, ihn „an seiner Stelle zu verkaufen, da er doch „durch Natur= und Volksrecht die Erlaubniß „dazu hatte, hatte diesen unnachahmlichen „Gedanken in ihm rege gemacht. Er kam „deshalb mit einigen seiner Verwandten und „wollte einen Sklaven umtauschen. Dieses „geschieht hier zum öftern, wenn nemlich die „Europäer ihren Vortheil dabei sehen. Ich

ausleihen, und von diesen werden sie gewöhnlich nur als eine Sicherheit für ihr Eigenthum betrach-

»befand mich eben dazumahl im Waarenhause »der Handlung wegen, und ließ mir den, so sie »verlangten, und zugleich den andern, den »sie in seine Stelle geben wollten, zeigen. Und »da dieser ein schöner Jüngling war, der vor »seinem Vater eine Reihe Jahre voraus hatte, »so war der Tausch sehr annehmlich. Man »führte die Kette dieser Unglücklichen vor. »Gott! wie innig gerührt mußte selbst der ge»stählte Menschenhändler werden bei der Sce»ne, da der Sohn des Agraffi-Negers seinen »Vater in den Ketten erkannte! — Er fiel »ihm um den Hals und weinte Thränen des »Danks und der Freude, daß er so glücklich sei, »seinen Vater erlösen zu können. Man öfnete »die Kette, nahm jenen heraus, und setzte »diesen hinein. Er war völlig ruhig und bat »seinen Vater, sich seinetwegen nicht zu betrü»ben. Inzwischen stellte ich die Geschichte un»serm Gouverneur vor. Dieser, von Men»schenliebe durchdrungen, redete mit dem »Vater und seinen Verwandten, ob sie den »Werth

trachtet, und zu allen häuslichen Geschäften gebraucht, doch können sie so gut wie der verpfändete Sklave außer Landes gesandt werden, wenn sie nicht zur rechten Zeit eingelöset werden. Auch ist zu bemerken, daß einer, er sei nun ein Sklave, oder der Sohn eines Freien, so völlig das Eigenthum desjenigen wird, an den er verpfändet ist, daß es, wenn er auch im Lande zum Hausdienste behalten würde, ganz bei seinem Herrn steht, ob er ihn je wieder will auslösen lassen, wenn ihm auch zwanzig andre für den einen geboten würden, oder er der Sohn des Angesehensten im Lande wäre.

Aus den Zeitungen, die Sie mir zu übersenden die Güte gehabt haben, ersehe ich, daß man seit kurzen über den afrikanischen Sklavenhandel, und besonders über das Unmenschliche desselben, viel gesagt hat. Ich muß aber geste-

„Werth, so man für ihn bezahlt hatte, in
„einer gewissen Zeit wieder bezahlen könnten.
„Sie gelobten das, der Sohn ward wieder
„aus den Ketten genommen, und alle reiseten
„vergnügt nach ihrer Heimath." Ueb.

hen, daß ich die Sache in dem Lichte nicht betrachte, und schmeichle mir, daß wenn Sie, mein Freund, alle von mir angeführte Umstände werden reiflich erwogen haben, Sie meiner Meinung beitreten werden. Es läßt sich zwischen dem afrikanischen Verbrecher, der, weil er sich an den Gesetzen seines Landes vergangen hat, verdammt ist, an die Weißen verkauft zu werden, und dem englischen Uebelthäter, der nach einem öden unbebauten Lande, (denn so wird Botany Bay beschrieben), wo die Entfernung ihm auf ewig alle Hofnung zur Rückkehr raubt, eine ziemlich genaue Vergleichung anstellen.

Alles was den Schmerz des Afrikaners bei der Trennung von seinem Vaterlande zu vergrößern vermag, empfindet wahrscheinlich der aufgeklärtere Europäer doppelt stark.

Zur Vertheidigung des Sklavenhandels läßt sich sagen, daß die Härte der afrikanischen Gesetze, welche mit dem Tode strafen, durch das Ausführen der Sklaven gemildert werde, da Sklaverei ja ohnedem das geringste Loos dieser Unglücklichen in ihrem Vaterlande ist.

Diese

Diese bleibt also ihr unabänderliches Schicksal. Könnte aber ihr Zustand auf unsern westindischen Inseln durch menschliche und weise Gesetze erträglicher gemacht werden, so würde eine solche Einrichtung der britischen Regierung viel Ehre bringen, und dies wäre auch das Einzige, was bei der jetzigen Verfassung Afrikas zur wirksamen Erleichterung dieser Menschen geschehen könnte.

Es behaupten zwar Schriftsteller, wie ich wohl weiß, daß alle Menschen von Natur frei und einander alle gleich seyn, und daß keiner das Recht habe, einem andern das Joch der Sklaverei aufzulegen.

Dagegen aber findet man in den Schriften vieler Philosophen den Satz, daß, obgleich der Mensch unter allen erschaffenen Wesen obenan stehe, es doch in dem Menschengeschlecht, so wie bei andern Thierarten, verschiedene Grade der Vollkommenheit, oder ein Abnehmen in den Gliedern der großen Kette der Natur gebe.

Die Erfahrung bestätigt in Afrika diese Meinung vollkommen. Man untersuche nur

die Sitten aller Völkerschaften in diesem Lande, vom Kap Kantin an, bis zum Vorgebirge der guten Hofnung, und man wird eine beständige und beinahe regelmäßige Abnahme in den Verstandesfähigkeiten der Eingebohrnen bis zum armseligen Kaffern bemerken, der beinahe noch unter den Orangutang herabsinkt.

Achter Brief.

Liverpool, den 20. Febr. 1788.

Werthester Freund,

Sobald eine Sache von großer Wichtigkeit und die ein ganzes Volk intereßirt, untersucht wird, ists ohne Zweifel Pflicht jedes guten Bürgers, dem Publikum alle Erläuterungen mitzutheilen, die ihm Beobachtung und Erfahrung an die Hand geben. Aus diesem Grunde, und um Ihr Verlangen zu erfüllen, will ich mich bemühen, so kurz und deutlich als möglich, Ihnen alle Thatsachen, die ich während meines Aufenthalts in Sierra Leone habe aufsammeln können, und alle Bemerkungen, die den afrikanischen Sklavenhandel besonders angehen, mitzutheilen.

Den-

Denjenigen, welche behaupten, dieser Handel sei, weil er dem sittlichen Gesetz und dem Christenthum zuwider ist, ganz zu verwerfen, könnte man entgegen setzen, daß es viele Einrichtungen gibt, und bei der Verderbtheit der menschlichen Natur und dem Zustande der Gesellschaft überhaupt, nothwendig geben muß, die sich mit der Moralität und dem Christenthume eben so wenig vertragen. Es ließe sich auch noch hinzusetzen, daß vielleicht die Vorsehung aus weisen und für uns unerforschlichen Gründen diese und ähnliche Einrichtungen duldet. Denjenigen, welche behaupten, es habe kein Theil des Menschengeschlechts unter irgend einem Vorwande der Oberherrschaft oder des Eigennutzes das Recht, irgend einen andern zu unterdrücken, gefangen zu nehmen, oder mit Krieg zu überziehen, könnte man die Einwendung machen, daß da alle Menschen von Natur gleich sind, auch weder im Staat noch in der Kirche eine Subordination statt finden könne. Dies sind Sätze oder spekulative Wahrheiten, die nicht geleugnet werden können. Der Menschenfreund bewundert die Theorie dieses Systems, der Po-

litiker

litiker aber, der dabei unübersteigliche Schwierigkeiten findet, verwirft es.

Selbsterhaltung macht es oft nothwendig zu den Waffen zu greifen und eine rivalisirende Nation ohne scheinbare Veranlassung anzufallen. Eben so erfordert die Ordnung in der menschlichen Gesellschaft Unterschiede in den Ständen und eine gewisse politische Abhänglichkeit.

Sehr unangenehm ist mirs zu bemerken, daß alle die, welche gegen die Abschaffung dieses Handels ihre Stimme geben, mit dem Titel Miethlinge der Sklaverei und andern schmähenden Benennungen gebrandmarkt wurden. Schimpfnamen aber sind keine Gründe, und da ich nur mit den Aufgeklärten und Wohldenkenden spreche, so befürchte ich dergleichen nicht, und werde in diesem Briefe vorzüglich von dem Verfahren handeln, dessen man sich bedient, um Sklaven an der afrikanischen Küste zu bekommen, und zeigen, wie unpolitisch es wäre, wenn man einen Handel abschafte, der für Grosbritaniens Seeinteresse von so hoher Wichtigkeit ist.

Gewiß-

Gewissermaßen hab' ich Ihnen, bester Freund, schon in meinen vorigen Briefen aus Sierra Leone die Art und Weise beschrieben, wie man die Sklaven erhält. Als ich sie schrieb, wußt' ich noch gar nicht, daß man damit umginge, diesen Handel abzuschaffen, sonst hätt' ich mirs viel mehr angelegen seyn lassen, von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner des innern Landes genauere Nachrichten einzuziehen. Gleichwohl will ich mich bemühen, nach eigner Erfahrung und Belehrung die Behauptungen der Gegner des Sklavenhandels zu entkräften.

Daß Sklaven oft Kriegsgefangene sind, geb' ich gern zu, daß aber Kriege blos um Sklaven zu erhalten, unternommen werden, ist schlechterdings nicht wahr; denn es ist zu bemerken, daß kein König oder Oberhaupt eines Stammes, die Macht hat, ohne Beistimmung der Vornehmsten seines Volks, einen andern Stamm feindlich anzufallen, und es läßt sich kaum vermuthen, daß Maaßregeln gebilligt werden würden, wodurch sie sich den Haß aller ihrer Nachbarn über den Hals ziehen müßten. Auch hab' ich nie erlebt oder gehört, (wie vorgegeben

wird,) daß je ein Krieg auf Anstiften der europäischen Handelsleute unternommen worden; im Gegentheil, sobald die Küstenbewohner in Kriege verwickelt sind, hört gleich aller Handel auf, und mein Vortheil sowohl als meine Neigung, fanden immer ihre Rechnung dabei, wenn ich die Streitigkeiten beilegen und den Frieden erhalten konnte. Aber kein Mensch wird sich im Ernste vorstellen, daß die Afrikaner ohne Leidenschaften oder daß sie von sanfter Gemüthsart seyn, daß sie von Zorn oder Rache nicht gereizt und blos durch Geiz zu solchen Handlungen angetrieben werden. In meinen vorigen Briefen hab' ich die Ursachen der Kriege, die bei meiner Ankunft zu Sierra Leone in den dortigen Gegenden geführt wurden, angezeigt, und ich getraue mir zu behaupten, daß ihre Fehden gemeiniglich aus solchen Ursachen entspringen.

Es wird den Europäern Schuld gegeben, sie ließen die Sklaven heimlich aufgreifen und nach Westindien schaffen. Hierauf aber kann ich weiter nichts antworten, als daß ich davon nie etwas gehört habe, noch daß die Eingebohrnen

nen ein Wort in ihrer Sprache haben, welches ausdrückte, daß eine solche Gewohnheit existirt.

Reisende, welche Afrika nur auf eine kurze Zeit besuchen, haben wenig Gelegenheit, sich vom Lande und dessen Einwohnern genaue Kenntniß zu erwerben, und laufen immer Gefahr, sich in der Meinung der Eingebohrnen aus Mangel der Kenntniß theils der Landessprache, theils des Jargons, den die Küstenbewohner sprechen, und welches ein gebrochenes Englisch ist, zu irren, denn der Europäer nimmt immer die Worte, die der Afrikaner spricht, in dem Sinne, den der Engländer damit verbindet.

Wie die Unterredungen bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich beschaffen sind, davon mag Folgendes zur Probe dienen. — „Nun, mein „Freund, heute habt ihr guten Handel, Sklaven „die Menge? — „Nein, wir nicht haben „Handel noch, bald Handel kommen, ihr kommt „nicht fort *).“ — „So, ihr seid ausgegan„gen, Leute zu fangen, Krieg zu führen? —

„Ja,

*) Damit wollen die Eingebohrnen sagen, sie wünschten, daß das Schiff noch bleiben möge.

„Ja, mein Bruder oder mein Freund gegan„gen, Leute zu fangen, oder Krieg zu führen.“

In diesem Gespräch will der Afrikaner weder mehr noch weniger sagen, als daß sein Bruder oder sein Freund ins Land gegangen ist, um Sklaven von den Völkern zu kaufen, die mit einander im Kriege begriffen sind, vielleicht führt auch eben sein eigner Stamm mit seinen Nachbarn Krieg, und da sie ihre Sklaven zu verkaufen pflegen, (obgleich die Rachgier oft den Geiz überwiegt), so wünscht er, daß das Schiff noch nicht absegeln möge, weil er hoft mehr Gefangene zum Verkaufen zu bekommen. Ich muß aber nochmahls wiederhohlen, daß die Hauptursache dieser Kriege nicht blos die Absicht ist, Sklaven zu bekommen, sondern der Grund liegt in der empfindlichen, zänkischen, rachsüchtigen Gemütsart der Eingebohrnen. Ueberdies betragen die Gefangenen, welche durch die Kriege der Küstenbewohner unter einander gemacht, und die Verbrecher, die nach den Landesgesetzen mit der Sklaverei bestraft werden, nicht den zehnten Theil aller Sklaven, welche jährlich von den Europäern gekauft werden; denn

eigent-

eigentlich sind die Küstenbewohner blos die Kaufleute und Mäkler, welche den Europäern die Waaren abnehmen und ins Innere des Landes verführen, und dort von andern Kaufleuten Sklaven kaufen.

Die Nationen, welche das Innere von Afrika, ostwärts von Sierra Leone bewohnen, bekennen sich zur mahomedanischen Religion und sind, da sie den Vorschriften ihres Propheten folgen, mit den um sie herum wohnenden Völkerschaften, die sich weigern, ihre Religion anzunehmen, beständig in Krieg verwickelt. Ich habe auch schon zuvor des Religionseifers der Mandingoes erwähnt. Die Gefangenen, die in diesen heiligen Kriegen gemacht werden, machen einen beträchtlichen Theil von den Sklaven aus, welche an die Europäer verkauft werden und sie würden, (wie ich nach dem einstimmigen Zeugniße der einsichtsvollesten Eingebohrnen zu glauben Ursache habe), ums Leben gebracht werden, wenn man nicht dieses Mittel hätte, ihrer los zu werden.

Wie gegründet diese Vermuthung ist, beweißt das Beispiel der Bewohner von Mada-

gaskar zur Gnüge; denn seitdem die Portugiesen nicht mehr mit ihnen handeln wollen, bringen sie alle ihre Gefangenen um *).

Als einen Grund zu Abschaffung dieses Handels, braucht man auch den Vorwand, daß die Eingebohrnen neue Verbrechen ersonnen hätten, deren sie einander beschuldigten, und daß jedes Vergehen sogleich mit dem Verluste der Freiheit bestraft werde, welches eine Folge ihres Verkehrs mit den Europäern sei.

Dagegen antworte ich, daß Mord, Giftmischerei, Hexerei, Ehebruch und Diebstahl jederzeit als Hauptverbrechen angesehen, und von undenklichen Zeiten her mit dem Tode oder der Sklaverei bestraft wurden.

Daß die auf nur gedachte Verbrechen gesetzte Todesstrafe jetzt oft gemildert und in Sklaverei verwandelt wird, daran zweifle ich gar nicht, aber dies wird doch Niemand als einen Beweis

*) Den Fall, da der König von Dahomy alle Gefangenen, die er im Kriege gegen Fidah gemacht hatte, ums Leben bringen ließ, hat ein Augenzeuge vor unserm Staatsrathe ausgesagt.

Beweis ihrer Unmenschlichkeit anführen wollen? Geringere Verbrechen, die entweder ihre Religionsgebräuche, oder andre Sitten des Landes verletzen, werden mit Geldstrafen belegt, und wenn der Beklagte nicht im Stande ist zu bezahlen, so wird er der Sklave des Klägers, bis er sich wieder lösen kann, auch kann er ohne Einwilligung des Klägers nicht ausgelöset werden.

Nach allen Erkundigungen, die ich habe einziehen können, sind dies die Gesetze und das Herkommen der Eingebohrnen in und um Sierra Leone, und sind zu allen Zeiten eben so gewesen. Sehr verwundert bin ich freilich, daß ihr langer Umgang mit den Europäern, und besonders mit uns Engländern ihre Sitten und Gebräuche so wenig verändert hat. Es gibt hier verschiedene Engländer, die bereits zwanzig Jahre hier wohnen, aber ihre in Afrika gebohrnen Kinder sprechen gleichwohl keine andre Sprache als die ihrer einheimischen Mütter, und leben in allen Stücken nach den Sitten des Landes. Ein starker Beweis, wie wenig sie geneigt sind, sich die Kenntniße der Europäer zu nutze zu machen, ist die Erfahrung, die man

gemacht hat, daß alle Neger- und Mulattenkinder, die zur Erziehung nach Europa geschickt werden *), und deren sind nicht wenige, bei ihrer Rück-

*) In den meisten Gegenden von Afrika, wohin die Engländer handeln, mögen die Eingebohrnen ihre Kinder gern nach England schicken, um dort, wie sie's nennen, des weißen Mannes Buch zu lernen, eine Kenntniß, die sie zu Führung ihres Handels nothwendig finden. Es sind auch immer einige dieser Kinder in Liverpool, die auf Kosten der Kaufleute und Schiffherrn, die nach Afrika handeln, in Kost und Unterweisung gegeben werden. Wär' es nun nicht beßer, man erzöge afrikanische Kinder in England, und unterrichtete sie in den Grundlehren der christlichen Religion, und bahnte dadurch einen wahrscheinlichen Weg zur Ausbildung und Christenthum unter den Eingebohrnen als wenn man allen Handel mit ihnen aufhöbe oder verböte, wodurch sie auf ewig in der Finsterniß des Heidenthums gelaßen, oder von Mahomedanern zu Annahme ihrer Religion beredet werden? Auch Isert kannte einen angesehenen und

Rückkehr in ihr Vaterland, sogleich ihre Lebensart wieder annehmen, und die abergläubigen Gebräuche und Ceremonien ihrer Landsleute wie vorher beobachten. Der Einfluß, den ihre Reisen auf sie haben, äußert sich blos in dem äußerlichen Putz ihrer Person und der innern Verzierung ihrer Häuser.

In meinen vorigen Briefen hab' ich Ihnen bereits den Zustand der Sklaven in Afrika beschrieben; ich glaube aber, ein Paar Worte von der Art, wie man hier zu Lande sie behandelt werden, hier nicht am unrechten Orte stehen.

Die Feldsklaven gehen vor Sonnenaufgang an die Arbeit im Felde oder Walde *), und

ar=

und reichen negerischen Kaufmann in Fidah, der weitläuftige Geschäfte machte, und einen von seinen Söhnen nach England, und den andern nach Portugall geschickt hatte, um dort Schreiben und Rechnen zu lernen. Siehe deßen Reise S. 135. Ueb.

*) Das Fällen des Holzes zum Anlegen einer Reisplantage in Afrika, ist eine weit mühsamere Arbeit, als alle beim Zucker= oder Baumwollenbau in Westindien.

arbeiten bis gegen 10 Uhr. Dann nehmen sie eine Mahlzeit zu sich, wozu ihnen etwan eine Stunde vergönnt wird, und hernach müßen sie wieder an die Arbeit, bis zu Sonnenuntergang. Ihre Art, die Sklaven zu bestrafen, ist sehr grausam. Der Verbrecher wird mit dem Bauche auf die Erde ausgestreckt, und entweder von Leuten gehalten, oder an vier in die Erde eingeschlagene Pfähle angebunden, und hierauf nach Gutbefinden seines Herrn, mit Ruthen, eines Fingers dick, gepeitscht. Die Mandingoes, die den Vorschriften des Korans folgen, bestrafen geringe Vergehungen mit vierzig Streichen weniger einen *), und größere mit neun und neunzigen; wenige aber überleben diese leztere Strafe. Eine andere Strafe der Sklaven ist, daß man ihnen die Füße in den Block oder Stock schließt, der zwar nicht befestigt, aber so schwer ist, daß der Eingesperrte sich damit nicht von der Stelle bewegen kann.

Aus

*) Auch die Juden gaben vormals vierzig Streiche weniger eins, um durch Verzählen die 5 B. Mose, Kap. 25 befohlne Zahl 40. nicht zu überschreiten. Ueb.

Aus den entworfenen Zügen mag nun jeder selbst entscheiden, ob der Zustand eines Sklaven in Afrika erträglicher, als der eines Sklaven in Westindien sei *). Freilich würde der Freie, der alle Süßigkeiten der Freiheit geschmeckt hat, seinen Zustand sehr schmerzhaft finden, wenn ihn die Gesetze seines Vaterlandes, oder das Schicksal des Krieges zur Sklaverei verdammten: derjenige aber, der als Sklave gebohren ward, der durch die Veränderung seiner Herren keine Veränderung seines Zustandes erfährt, und der selbst in Gedanken nie die Empfindungen hatte, die Freiheit allein einflößen kann, der kann durch Vergleichung seines Zustandes mit des Freien seinem nicht leiden, und ist daher kein so wichtiger Gegenstand unsers Mitleidens. Was gehen uns überdies die afrikanischen Gesetze an; können

*) Diejenigen Sklaven welche von den in Afrika wohnhaften Europäern als Hausbediente, oder Matrosen gebraucht werden, finden ihren Zustand so himmelweit von dem Dienste der schwarzen Herren unterschieden, daß man sehr selten hört, ein Sklave sei seinem weißen Herrn entlaufen.

nen nicht die Beherrscher jener Länder solche Strafen auferlegen, als ihnen gut dünken? Sie sind ja nicht unsre Unterthanen, und werden es vermuthlich nie werden. Der Geist des Volks und derjenigen Religion, die aller Wahrscheinlichkeit nach, einmahl in jenem weitläuftigen Lande herrschend werden wird *), sind beide der Einführung europäischer Sitten und Gesetze in gleichem Maaße zuwider.

Gesetzt aber auch, es schafften alle europäische Nationen den Sklavenhandel ab, würd' er deswegen in Afrika aufgehoben werden, oder würd' es zur Glückseligkeit der Völker dieses Welttheils etwas beitragen? Daß er in Afrika nicht würde abgeschaft werden, ist für alle, welche den Zustand des innern Landes und des dort geführten Handels kennen, eine unbestreitbare Warheit.

Die Armee des Kaisers von Marocco besteht aus lauter schwarzen Sklaven, die in den südlichen Gegenden von Afrika aufgekauft werden, und es ist nicht unwarscheinlich, daß viele andre

*) Der Verfaßer zielt hier auf die mahomedanische Religion, nach Seite 70. Ueb.

andre despotische Fürsten in den südlicher und östlicher gelegenen Gegenden ihre Armeen eben so aufrichten mögen; auch haben mich glaubwürdige Personen versichert, daß in den nördlichen und östlichen Gegenden Afrikas, der Sklavenhandel in Karavanen von 2 — 3000 Sklaven und andern Reisenden geführt wird, die nach allen Gegenden der Türkei, Persien und Arabien zerstreuet werden. Die Mengen nicht gerechnet, die entweder nach den westlichen oder andern Gegenden des Landes durch Araber oder Europäer ausgeführt werden, gibt es noch einen inländischen Handel unter den Eingebohrnen selbst.

Sklaven vertreten hier beim Einkaufe jedes Lebensbedürfnißes die Stelle des Geldes, und der Werth einer jeden Waare wird nach dem Verhältniß betrachtet, in dem sie mit dem Werthe eines Sklaven steht. Dies geschieht, wie bekannt, in allen Ländern, wo man keine, oder nur wenige, Münze hat, und es ist auch in der That gleichviel, ob man den Werth der Dinge nach Guineen, Schaafen, Kühen, oder Sklaven bestimmt.

Würde aber die Abschaffung des Sklavenhandels wohl zur Glückseligkeit der Afrikaner bei-

 tragen?

tragen? Ich vermuthe es nicht und zwar aus eben dem Grunde, warum uns die Abschaffung des Handels dieses Königreichs nach fremden Landen nicht glücklich machen würde. Warum handeln wir nach Ostindien und andern Ländern, als blos um uns die zum Luxus gehörenden Dinge, nicht die Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen? Leztere liefert uns unser Vaterland im Ueberfluß. Würden uns aber Erstere entzogen, wir würden gewis aus langer Gewohnheit, sie als Dinge zu betrachten, die zu unsrer Glückseligkeit beitragen, ihren Mangel empfindlich fühlen.

In der nämlichen Lage befindet sich der Afrikaner durch seinen Handel mit den Europäern. Diejenigen Erzeugniße seines Landes, die er im Ueberfluße hat, und die für ihn keine neue Handelsartikel sind, setzen ihn in Stand, sich nicht allein die bloßen Lebensbedürfniße zu verschaffen, sondern auch solche Dinge, welche den Genuß des Lebens erhöhen, und in deren Besitz er keinen kleinen Theil seiner Glückseligkeit setzt.

Nun erlaube man mir noch einige Bemerkungen zu machen, wie unpolitisch es wäre, diesen Handel abzuschaffen, und die Folgen zu zeigen

gen, die ein solcher Schritt höchst wahrscheinlich haben würde.

Um den afrikanischen Sklavenhandel emporzubringen, setzten die Franzosen im J. 1784. eine Premie von 40 Schilling Sterling auf jede Tonne solcher Schiffe, die zu diesem Handel gebraucht würden, und noch eine andre Premie von beinahe 8 Pf. Sterling auf jeden Sklaven, der in gewißen Gegenden ihrer westindischen Inseln eingeführt würde.

Diese Premien haben sie bereits in den Stand gesetzt, den Handel von der ganzen Küste von Angola an sich zu reißen, und zu Bonny und an andern Orten ihn mit den Engländern zu theilen. Dies hat folglich eine Vermehrung ihrer Schiffe und Matrosen nach sich gezogen, so wie eine verhältnißmäßige Abnahme der unsrigen.

Wenn wir also durch die bloße Mitbewerbung andrer Nationen in diesem Handel schon eine Verminderung unsrer Schiffahrt und Seeleute leiden; so überlaße ichs jedem unpartheiischen Leser selbst zu beurtheilen, was für Folgen die Aufhebung deßelben für uns haben müßte.

Aber nicht allein unsre Seemacht würde durch den Verlust derjenigen Schiffe und Leute, die beim Sklavenhandel gebraucht werden, leiden, sondern auch unser westindischer Handel würde bald zu Grunde gehen: denn was man auch für Projecte ersonnen hat, um Leute für den Zuckerbau auf unsern Inseln herbeizuschaffen, so hat doch die Erfahrung, dieser nie irrende Wegweiser, hinreichend bewiesen, daß kein Europäer das dortige Klima vertragen kann, sobald er zum Anbau des Erdbodens gebraucht wird, die Kosten nicht gerechnet, da man einen Weißen unter einem Thaler des Tages nicht dingen kann.

Aber dies sind die politischen Uebel noch nicht alle, die aus gänzlicher Aufhebung dieses Handels entstehen würden; schon aus einer einseitigen oder unüberlegten Einschränkung deßelben würden deren verschiedene entspringen.

Sobald irgend ein besondrer Handelszweig aufhört für die Intereßenten ergiebig zu seyn, weil er entweder eingeschränkt worden, oder weil die Regierung die Theilhaber deßelben nicht durch Ermunterung in den Stand setzt, mit andern Nationen zu wetteifern, oder aus welcher Ursa-

che es sei, so wird ein solcher Handel entweder gänzlich aufhören oder doch unbedeutend werden. Ist er nun dabei so beschaffen, daß man sich der Werkzeuge, durch die er geführt ward, sonst zu keinem andern Behuf bedienen kann, weil man bereits von einer hinreichenden Menge derselben Gebrauch gemacht hat; kömmt nun noch hinzu, daß andre rivalisirende Staaten alles anwenden, diese Werkzeuge zu besitzen, um diesen besondern Handelszweig auszudehnen und blühender zu machen, so entsteht die Frage, ob nicht zu befürchten sei, daß der Eigenthümer solcher Werkzeuge suchen werde, sie da an Mann zu bringen, oder zu benutzen, wo er es mit Vortheil thun kann?

Der Kaufmann, sein Vermögen, seine Erfahrung, seine Schiffe und Matrosen, sind diese Werkzeuge, durch die der afrikanische und aller andrer fremder Handel geführt wird, und es leidet keinen Zweifel, daß sobald der Kaufmann, der unter dem Schutze der Regierung seines Landes sein Vermögen in den Handel steckt, den daraus entspringenden Vortheil entweder ganz, oder doch gröstentheils verliert, er sich sogleich mit allen seinen Hülfsmitteln nach dem Lande

wen-

wenden wird, wo er Aufmunterung findet. Und vielleicht ist es nicht unnöthig, hier anzumerken, daß Frankreich und Spanien, jetzt und schon von langen Zeiten her, den britischen Kaufleuten und Matrosen, die mit dem afrikanischen Handel bekannt sind, alle mögliche Vortheile angeboten haben, um sie zu bewegen, in ihre Dienste zu treten. Betrachtet man also die Sache aus diesem Gesichtspunkt, so muß man von solchen Maaßregeln die bedenklichsten und unausbleiblichsten Folgen für unsre Seemacht befürchten, welche die eifrigsten Verfechter der Aufhebung des Sklavenhandels wohl nicht gehörig überlegt haben.

Ich verfechte nicht blos das Interesse einzeler Personen, sondern ich streite für die Wohlfahrt des ganzen Staats überhaupt; denn es ist eine Wahrheit, die keines fernern Beweises bedarf, daß jedes Schiff, welches wir diesem Handel entziehen, ein Zuwachs für die französische und spanische Seemacht ist, da man, so viel ich weiß, in den Kabinettern von Versailles und Madrid noch nie dran gedacht hat, diesen Handel abzuschaffen.

Welchen Einfluß übrigens die Aufhebung des oftgedachten Handels auf die nach Westindien

han=

handelnden Kaufleute, auf die Eigenthümer der Zuckerinseln, auf den Handel der ostindischen Kompagnie *), und auf die Fabriken Englands haben würde, muß ich denjenigen überlassen, dem Publicum bekannt zu machen, die davon besser unterrichtet sind, als ich. Nur bitt' ich um Erlaubniß, mit denjenigen, welche sich gegen diesen Handel, seiner vermeinten Unmenschlichkeit wegen, erklären, noch ein Paar Worte zu sprechen.

Es ist, glaub' ich, eine allgemein angenommene Meinung, daß eine Nation ohne fremde Kriege, Kolonien, oder auswärtigen Handel ihre Volksmenge in 30 — 40 Jahren verdoppele. Nehmen wir nun diesen Satz als wahr an, wie soll sich alsdann ein Land, das bald von Menschen überhäuft werden muß, der überflüßigen Menge, die es nicht nutzen kann, entledigen? Es muß es entweder machen, wie die Sinesen, und die überzähligen Kinder gleich nach der Geburt ersäufen, oder grausame Gesetze geben, welche den Kriegsgefangenen sowohl als den Missethäter mit

der

*) Denn, von jeder Schifsladung nach Afrika besteht ein Theil aus ostindischen baumwollenen Zeugen und verschiedenen Seidenwaaren.

der Todesstrafe belegen. Leztere also in Sklaverei oder Landesverweisung zu mildern, ist ein Beweis, daß Ausbildung das Beste der Menschheit befördert; jeder Umstand, der zu solchem Zwecke beiträgt, sollte also billig derselben Ursache zugeschrieben werden.

Wahrscheinlich duldet daher die Vorsehung den Sklavenhandel der Europäer mit den Afrikanern, als ein Mittel, das Leben der vielen Tausende zu erhalten, die man sonst dem Tode überliefern würde, und die nunmehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden*).

*) Der menschenfreundliche Wilberforce bedient sich in seiner am 12. Mai d. J. im britischen Parlamente zu Abschaffung des Sklavenhandels gehaltenen, rührenden und nachdrücklichen Rede, des sehr derben Ausdrucks, das Vorgeben, als geschähe den Unglücklichen, die von Afrika weggeschleppt würden, ein wirklicher Dienst dadurch, sei eine der unverschämtesten Lügen. Ueb.

Staats-Bibliothek Bamberg

7v

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Matthews, John

Johann Matthews's ... Reise nach Sierra Leone auf der westlichen Küste von Afrika worin die Produkte, der Handel dieses Landes, wie auch die gottesdienstlichen Gebräuche, die bürgerlichen Einrichtungen, und Sitten der Einwohner beschrieben werden ; in Briefen, die der Verfasser ... an

Leipzig 1789

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.404
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449702-2
VD18 10417109-004